

Ausgrabungsberichte des Provinzialmuseums in Bonn.

Prähistorische Ansiedlungen bei Plaidt an der Nette.

Von
Hans Lehner.

Hierzu Taf. XXIV—XXXVIII.

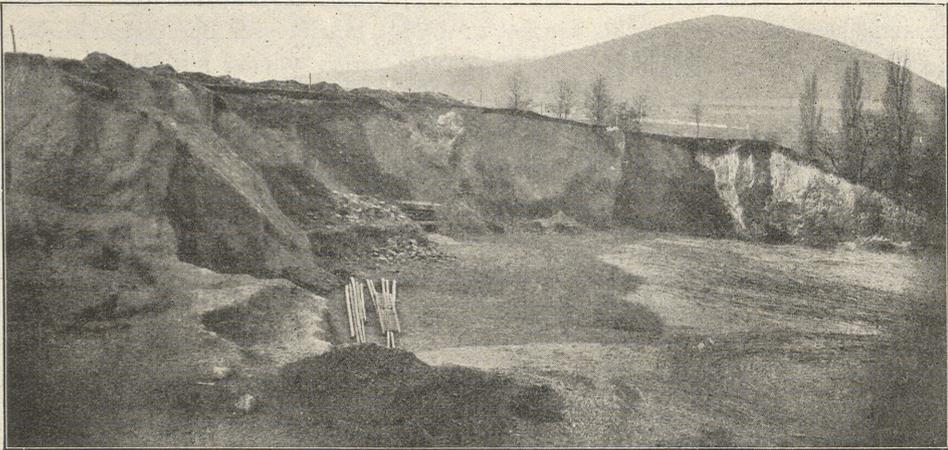


Fig. 1.

Im Jahr 1910 sah ich in der Sammlung Queckenberg in Niederbreisig eine Anzahl bandkeramischer Scherben, die mit La Tènescherben vermischt, von ein- und derselben Fundstelle herrühren sollten. Nachdem es gelungen war, von dem Besitzer die Fundstelle zu erfahren, konnte Mitte Januar 1911 die regelrechte Ausgrabung der Stelle durch das Bonner Provinzialmuseum beginnen. Sie wurde zunächst bis zum 10. März durchgeführt; dann Mitte August wieder aufgenommen und Anfang November vorläufig beendet. Kurze vorläufige Berichte erschienen im Röm. german. Korrespondenzblatt IV, 1911, Mai/Juni Nr. 3, S. 33ff. und V, 1912, Nr. 4, S. 53ff.

Etwas südlich von Plaidt, der ersten Station von Andernach aus auf der Bahnstrecke Andernach-Gerolstein, beginnen die Ufer der Nette, die aus der Umgebung der Hohen Acht kommend bis dahin meist in eng eingeschnittenem, vielfach unwegsamem Tal zwischen schroffen Felswänden geflossen ist, flacher zu werden.

Sanfte wellige Höhen begleiten sie nunmehr bis zu ihrem Eintritt in die weite Ebene des Neuwieder Beckens, in welcher sie dann zwischen Andernach und Weissenturm in den Rhein mündet. Einige ansehnliche vulkanische Kegel, wie der Korretsberg und der Plaidter Hummerich, geben der Landschaft noch etwas Gebirgscharakter, im Allgemeinen aber ist sie ein sanftes welliges Hügelvorland, für die Besiedlung einer vorwiegend ackerbautreibenden Bevölkerung wie geschaffen, zugleich natürliche und verhältnismässig bequeme Strassen ins Gebirgsland darbietend, die, wenn man von dem unzugänglichen Nettetäl selbst absieht, weit hinauf in die Vordereifel zu beiden Seiten der Nette die gleichen Vorteile bieten und die denn auch offenbar schon seit der jüngern Steinzeit vom Neuwieder Becken aus viel benutzt worden sind. Neolithische Ansiedlungen sind denn auch, vom Neuwieder Becken selbst abgesehen, wo Rössen-Niersteiner, Pfahlbau-, Schnur- und Zonen-Keramik bekanntlich in Menge nachgewiesen ist¹⁾, in grösseren oder kleineren Spuren bereits an verschiedenen Punkten zu beiden Seiten der Nette auf den Eifelvorhöhen festgestellt; links der Nette: Kretz mit linearer Bandkeramik²⁾, Niedermendig, Kottenheim, Mayen mit der bekannten pfahlbaukeramischen Festung³⁾, rechts der Nette: Plaidt mit linearer Bandkeramik, Minkelfeld, Ruitsch mit Zonenkeramik, Polch und Gering wieder mit linearer Bandkeramik⁴⁾. Weiter nach Westen hinauf ins Gebirge sind noch keine neolithischen Siedlungen nachgewiesen, womit sicher nicht gesagt sein soll, dass keine vorhanden waren. Der Umstand, dass in Belgien und zwar in den zahlreichen neolithischen Wohngruben von La Hesbaye bei Lüttich genau dieselbe Keramik angetroffen wird⁵⁾ wie bei uns in Plaidt und Kretz im untern Nettetäl, gibt zu denken. Es wäre nicht ausgeschlossen, dass der Weg oder einer der Wege, der die Träger der bandkeramischen Kultur nach Belgien führte, aus dem Neuwieder Becken die Nettehöhen aufwärts über die Eifel und einen der Nebenflüsse der Maas abwärts gegangen ist. Doch das muss späteren Funden und Untersuchungen vorbehalten bleiben⁶⁾.

Direkt am Südausgang von Plaidt an der Stelle, wo die Landstrassen nach Ochtendung und nach Saffig sich gabeln, springt ein niedriger Hügel von

1) Günther, Zur Entstehung und Besiedlung des Neuwieder Beckens, Mannus II S. 33 ff.

2) Anthes, Prähistor. Ztschr. II. S. 53 und Rademacher, Mannus II. S. 300.

3) B. J. 119 S. 206 ff.

4) Hagen, Führer durch das Museum in Mayen und Brink, Die Niederlassungen bei Mayen S. 13 ff. sowie im Allgemeinen die Karte des Neuwieder Beckens bei Sadé Römer und Germanen I. Taf. VI.

5) Bulletin de l'institut archéologique Liégeois 23/24 1892/94 S. 412 ff. mit Tafel. Vgl. Bulletins de la société d'anthropologie de Bruxelles tomes VII 302, VIII 60, IX 18, X 144.

6) Über die Abhängigkeit bandkeramischer Siedlungen von der geologischen Beschaffenheit des Landes, besonders von dem Vorhandensein von Lössablagerungen vgl. Schliz: Der schnurkeramische Kulturkreis und seine Stellung zu den anderen neolithischen Kulturformen in Süddeutschland, in Zeitschrift für Ethnologie 1906 S. 334 ff., mit Karte Taf. VI.

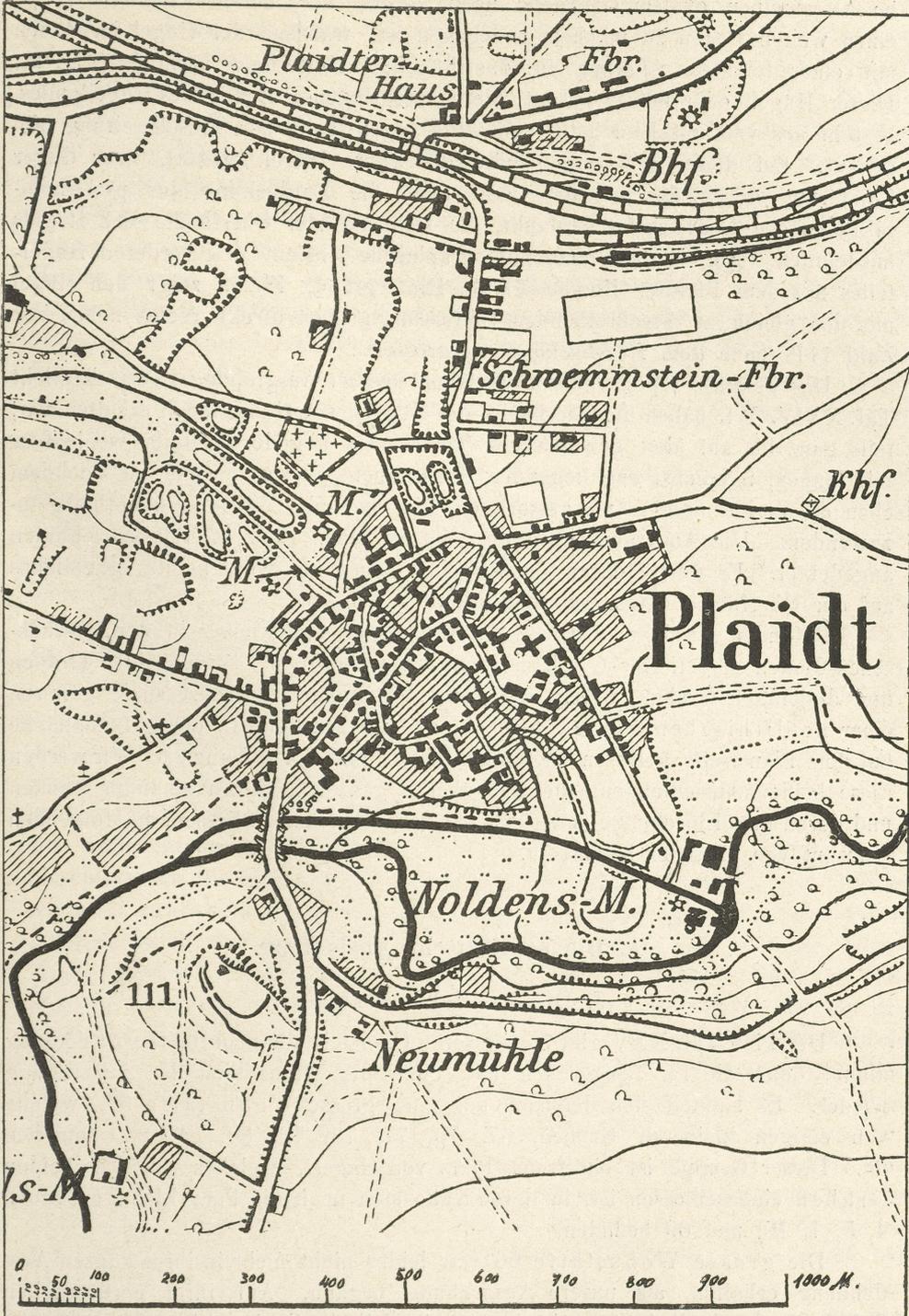


Fig. 2.

im Allgemeinen ovalem Grundriss nach Norden vor, um welchen die Netze einen weiten Bogen zu machen gezwungen ist, während der Hügel im Süden mit einer leichten Senkung in das hügelige Hinterland verläuft (Fig. 2). Dieser Hügel, oder besser gesagt, diese ausspringende Zunge des Hügellandes, besteht aus vulkanischem Tuff und wird gegenwärtig zur Trassbereitung abgebaut. Bei dieser Gelegenheit wird der ganze Hügel zerstört, aber dieser Zerstörung durch die Industrie wird auch die Entdeckung der prähistorischen Ansiedlungen verdankt, die sich auf der Oberfläche des Hügels ausdehnten. Fig. 1 gibt eine photographische Ansicht des vorderen Hügelteiles mit dem Plaidter Hummerich im Hintergrund, Fig. 2 zeigt den Hügel mit den gleich zu beschreibenden Umfassungsgräben direkt rechts neben der Zahl 111 (nach dem Messtischblatt vergrössert).

Das gesamte topographische Ergebnis unserer Ausgrabung veranschaulicht Taf. XXIV. Wir haben die Oberfläche des Hügels, soweit sie noch erhalten war, teils ganz bis auf den gewachsenen Trassboden abgedeckt, teils wenigstens mit langen, möglichst eng liegenden Suchgräben durchschnitten, je nachdem eben die Verhältnisse es uns gestatteten, die eine oder die andere Methode anzuwenden. Die Ausgrabungsgrenzen sind in dem Plan in Punktstrichlinien angedeutet. Es dürfte daraus hervorgehen, dass uns wohl nichts Erhebliches auf der Oberfläche entgangen sein wird.

Gefunden wurde eine grosse Anzahl grosser und kleiner in den gewachsenen Boden eingetiefter Gruben sowie zwei Gräben. Diese beiden Gräben und diejenigen Gruben, welche auf dem Plan dunkelschraffiert sind, gehören einer neolithischen Ansiedlung an, alle übrigen Gruben, deren Innenfläche auf dem Plan weiss gelassen ist, stammen aus der La Tènezeit. Wir werden diese beiden Ansiedlungen, die sich überall ganz scharf von einander trennen und durch ihre Einschlüsse an Artefakten genau bestimmen liessen, im folgenden getrennt von einander behandeln.

A. Die neolithische Ansiedlung.

I. Die bauliche Anlage.

Der Plan Taf. XXV gibt zur besseren Übersicht die neolithische Ansiedlung allein, ohne die La Tènegruben und ohne die Grenzlinien der Ausgrabung wieder. Es handelt sich demnach um eine grosse Wohnstätte 66, welche von einigen kleineren Gruben, 67, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82 umgeben ist. Dieser Gruppe ist ein freier Platz vorgelagert, welcher von den beiden Gräben eingeschlossen ist, in deren Nähe sich noch ein Paar kleinere Gruben 4, 5, 7, 10, und 69 befinden.

Die grosse Wohnstätte 66 war leider nicht mehr in ihrer ganzen Ausdehnung erhalten, als unsere Ausgrabung begann. Auf ihrer nordöstlichen Seite war durch die Trassgrube bereits ein Teil von ihr beseitigt, dessen Grösse nicht mehr angegeben werden kann. Der erhaltene Teil erwies sich als eine

grosse flache in den gewachsenen Boden durchschnittlich 40 cm tief eingeschnittene Grube mit einem kleinen vorbauartigen Ausläufer nach Südwesten. Die ganze Grube wurde ausgehoben und sorgfältig nach Pfostenlöchern gesucht, aber es wurden solche nur an den gezeichneten Stellen und in dem „Vorbau“ gefunden; der östliche Hauptteil zeigte zwar noch scharfe Ränder, aber keinen Pfosten. In dem Vorbau befand sich eine Vertiefung mit einem bankartigen Absatz, der in der Zeichnung durch Böschungsstriche angedeutet ist. Wenn es also auch nicht gelang, einen regelmässigen Grundriss zu gewinnen, so steht doch sicher fest, dass es sich um die Reste eines abgebrannten Hauses handelt. Denn es wurde ausser massenhaften Holzkohlen, in welchen nur neolithische Scherben und Werkzeuge gefunden wurden, eine Unmenge verbrannten und gebackenen Hüttenlehms dort aufgelesen, zum Teil noch mit den Fugen für das Holz. Die grössten Dimensionen der Wohngrube, soweit sie nach dem Gesagten ermittelt werden konnten, waren 12×14 Meter; es muss also ein recht ansehnliches Haus gewesen sein.

Die kleinen Gruben, welche dieses Gebäude umgaben, können dagegen unmöglich selbständige Siedlungen gewesen sein, sie waren dafür, wie schon der Plan zeigt, zu klein, die beiden grössten messen nicht ganz 2,50 m im Durchmesser. Auch enthielten diese Gruben meist keinen Hüttenlehm und keine Pfostenlöcher, sondern waren mit unreiner Erde gefüllt und enthielten im übrigen nur Scherben neolithischer Gefässe, waren also im besten Falle Vorratsräume, wahrscheinlich aber grösstenteils Abfallgruben. Eine Ausnahme bildet die Grube 67, dicht neben dem grossen Wohnhaus 66. Sie hatte 1,70 m Durchmesser und ging 45 cm tief in den gewachsenen Boden hinab. Auf ihrer Sohle fanden sich zwei Pfostenlöcher von je 25 cm Durchmesser. Diese Grube wird also eine primitive Überdachung gehabt haben, welche diese beiden Pfosten trugen; zu einem Wohnhaus ist sie aber zu klein, es handelt sich vielleicht um einen Stall, od. dgl. Auch die Paar an der Peripherie des umschlossenen Bezirkes verstreuten Gruben 4, 5, 7, 10 und 69, auf welche wir noch zurückkommen werden, können nur bestenfalls als kleine Nebenräume, wahrscheinlich aber als Abfallgruben angesehen werden. Der ganze übrige Raum innerhalb der Gräben war absolut frei von neolithischen Gebäuden oder Gruben. Er ist also offenbar als ein freier Platz zu betrachten, der von den beiden Gräben eingefriedigt war, die in ursprünglich wohl ungefähr elliptischem Verlauf die ganze Oberfläche des Hügels umschlossen haben werden. Man kann, die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, ungefähr berechnen, dass die von dem inneren Graben umschlossene Ellipse etwa 100 m lang und 80 m breit, die vom äussern Graben umschlossene dagegen etwa 140 m lang und 100 m breit gewesen ist. Diese Berechnung, bei der natürlich die ursprüngliche Form und Ausdehnung des intakten Hügels, die sich durch Erkundigung bei den Ortseinwohnern noch feststellen liess, berücksichtigt ist, kann wohl auf ziemliche Genauigkeit Anspruch machen. Die Gräben sind, wie man sieht, nicht konzentrisch, sondern laufen im NW. nahe zusammen, während sie im SO. ziemlich weit auseinandergehen, wie ja auch das Hauptgebäude 66 nicht in

der Mitte des umschlossenen Raumes, sondern sozusagen in dem einen, nordwestlichen Brennpunkt der Ellipse liegt.

Die beiden Gräben wurden ihrem ganzen erhaltenen Verlauf nach abgedeckt, d. h. ihre Böschungsränder auf der Oberfläche des gewachsenen Bodens konstatiert. Den inneren Graben haben wir auch mit ganz geringen Unterbrechungen vollständig ausgehoben, dagegen vom äusseren nur den nordwestlichen Teil ganz ausheben können. Die ganz ausgehobenen Teile sind auf dem Plan Taf. XXV durch Böschungsstriche, die nicht ausgehobenen durch blosse Umrisslinien genau gekennzeichnet.

Während der innere Graben noch auf dem ganzen vorhandenen Teil der Hügeloberfläche erhalten war, wurde der äussere im Süden immer flacher und seichter und hörte endlich spurlos auf. Zahlreiche Versuche durch Querschnitte ihn auf der Südostseite wiederzufinden, waren, wie der Plan zeigt, vergeblich. Über den vermutlichen Grund dieser Erscheinung wird unten zu handeln sein.

Auf der südwestlichen Langseite sind beide Gräben durch dammartige Eingänge unterbrochen, dort war also ein Tor und es ist verführerisch, die beiden in ungefähr gleicher Höhe mit diesem Tor stehenden vereinzelt grossen Pfostenlöcher an dem Hausvorbau bei 66 als die Türpfosten des Hauses anzusehen. Beiden Gräben gemeinsam ist der sehr unregelmässige Verlauf, vor allem aber ihre sehr wechselnde Breite und Tiefe. Der innere Graben ist z. B. auf dem grössten Teil seiner Südwestseite auf der Oberfläche des gewachsenen Bodens gemessen kaum $\frac{1}{2}$ m breit und ebenso tief. Dagegen erweitert er sich an der Südostseite bis zu 2,60 m Breite und 2 m Tiefe; ebenso an den Seiten des südwestlichen Toreingangs, wo er bis zu 2,26 m breit und 2 m tief gefunden wurde. Ähnlich sind die Verhältnisse auch, wie Taf. XXV zeigt, an dem äusseren Graben. Da nun namentlich an den schmalen Stellen die Böschungen sehr steil, fast senkrecht sind, und die Gräben dort regelmässig unten eine 20—25 cm breite Sohle aufweisen, so war ich geneigt, in dem inneren Graben, den wir im vorigen Frühjahr allein kannten, lediglich einen Palisaden- oder Zaungraben zu erkennen, also einen Einschnitt, der zur Aufnahme senkrecht stehender Zaunpfähle bestimmt nach deren Einfügung wieder zugeschüttet und angestampft werden sollte. Die auf Taf. XXVI und XXVII vereinigten photographischen Aufnahmen werden diese Annahme, die auch in dem erwähnten ersten Ausgrabungsbericht im R. G. Korr.-Bl. ausgesprochen ist, erklärlich erscheinen lassen.

Einige unzweifelhafte Pfahlspuren, die wir am Westtor des inneren Grabens fanden, bestärkten uns in dieser Annahme. Dort fanden wir nämlich zu beiden Seiten des Tordammes die beiden auf Taf. XXV schwarz eingezeichneten Pfostenlöcher *s* und *t*, das eine in die Böschung des südlichen Grabenauslaufes viereckig eingeschnitten, das andere im nördlichen Auslauf in die Grabensohle eingetieft. Die Distanz der beiden Pfähle betrug 3,50 m. Man kann sich hier also zwei starke Balken oder Stämme senkrecht ingerammt denken, welche durch Querbalken nach Art unserer Viehgatter verbunden den Durchgang, dessen Weite zwischen den beiden Grabenköpfen 2,20 m betrug, sperren

konnten. Aber schon bei der Ausgrabung des inneren Grabens waren einige Beobachtungen gemacht worden, welche mit der Annahme eines blossen Zaunpfahlgrabens im Widerspruch standen. Vor allem fiel die ganz erstaunliche Menge von Kulturresten auf, die wir in allen tieferen und breiteren Partien des Grabens in der Füllerde fanden. Nicht nur massenhafte Scherben neolithischer Gefässe fanden sich, sondern nahezu ganze Töpfe, nur in grosse Stücke auseinandergebrochen, so dass sie mit geringfügigen Ergänzungen wieder zusammengesetzt werden konnten. Der weitaus grösste Teil unserer Scherben und fast alle wieder ergänzten Gefässe stammen nämlich nicht aus den Wohnstätten oder den Abfallgruben, sondern aus der Füllerde der Gräben. So etwas pflegt bei Palisadengräben, die nur für den Zweck des Einsetzens der Zaunpfähle geöffnet und nachher sofort wieder zugeschüttet werden, bekanntlich nicht vorzukommen. Ferner zeigte sich an vielen Stellen auf der Sohle des inneren Grabens eine Art Sinterschicht, die von Wasser herrühren musste, das im Graben gestanden und abgesetzt hatte. Auch das deutete nicht auf einen nur kurze Zeit geöffneten Pfahlgraben, sondern auf einen längere Zeit offenstehenden Graben. Besonders aber mussten die breiten und tiefen Stellen des Grabens Bedenken erregen. Man fragte sich vergeblich, warum machten sich die Leute mit ihren primitiven Werkzeugen die überflüssige Mühe, einen 2 bis fast 3 m tiefen und breiten Graben zu ziehen, wenn sie bloss Zaunpfähle hineinsetzen wollten?

Diese Zweifel zeigten sich sehr berechtigt, als wir in der zweiten Grabungsperiode im Spätsommer und Herbst zunächst das südöstlichste Ende des inneren Grabens untersuchen konnten und dann den äusseren Graben fanden. Da zeigten sich auf den beiden Böschungsrändern des inneren Grabens bei *g—h* je zwei zweifellose Einschnitte für Balken, die aber nicht senkrecht gestanden, sondern quer über den Graben gelegen haben müssen. Die Stelle ist in Fig. 3 in grösserem Massstabe im Grundriss und Durchschnitt nochmals gezeichnet. Die Breite und Tiefe der ziemlich vierkantigen Einschnitte betrug 25—30 cm, die Distanz der Löcher auf derselben Grabenseite von einander je 1,50 m. Es kann sich offenbar nur um die Balkenunterlage eines Holzsteges, einer kleinen Brücke handeln, die hier über den Graben geführt hat, der mithin jedenfalls an dieser Stelle ein offener Umfassungsgraben gewesen sein muss. Hier im Südosten war also ein zweites Tor, welches aber nicht, wie das Südwesttor, mit dammartiger Unterbrechung den Graben durchquerte, sondern ihn mittelst eines hölzernen Steges überbrückte. Die Unterlage der Brücke von 1,50 m Breite gibt für die Breite der Brücke selbst natürlich nur einen ungefähren Anhalt, sie muss mindestens 1,50 m, kann aber natürlich auch breiter gewesen sein.

War also hier der zweifellose Nachweis für einen offenen Umfassungsgraben erbracht, so blieb andererseits das so ausserordentlich schmale und seichte Stück auf der Südwestseite des inneren Grabens unerklärlich, da die Terrainverhältnisse die Annahme einer so starken Abschwemmung oder Abtragung des oberen Bodens auf dieser Strecke absolut ausschlossen.

Klarheit über diese Frage gewannen wir erst, als wir im Herbst den äusseren Graben fanden und verfolgen konnten. Er zeigte denselben auffallenden Wechsel zwischen breiten und tiefen mit schmalen und seichten Parteien, und in den ersteren dasselbe massenhafte Vorkommen von Kulturresten; ja es fanden sich in seiner Füllung sogar zwei Menschenschädel ohne weitere Skelettreste; ebenso fand sich auch die Sinterschicht wieder. Dagegen in den schmalen und seichten Partien nur geringe Spuren von Kulturresten. Als wir nun aber diese schmalen Partien des äusseren Grabens zunächst einmal oberflächlich abschürften, d. h. von darüberlagernden Humus befreiten, da

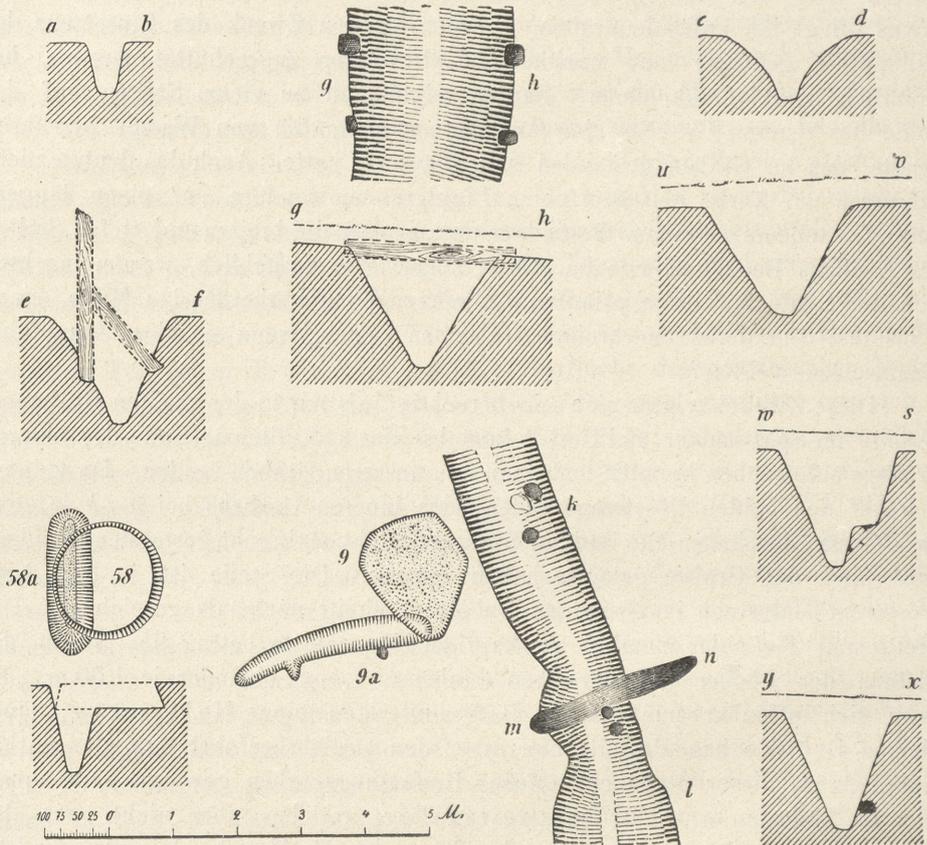


Fig. 3.

zeigten sich streckenweise in der sonst ziemlich reinen Grabenfüllung schwarze Kohlenflecken mit rötlich gebrannter Erde umgeben, die in ziemlich regelmässigen Abständen von rund 50 cm von einander auf eine Strecke von 7 m (von *a—b* bis *i* auf Taf. XXV) in der Füllung erschienen. Südlich von *a—b* verschwand diese Erscheinung wieder, um dann noch einmal bei *k—l* wiederzukehren. Die Punkte sind auf dem Plan nach genauester Messung eingezeichnet, Als wir nun die Füllerde bei *k* vorsichtig aushoben, zeigte sich, dass diese Kohlenflecken und die sie umgebende rotgebrannte Erde senkrecht in die Füllung

hinuntergingen, und dass genau jedem Kohlenfleck unten in der Grabensohle eine kleine besondere Vertiefung entsprach. Hier haben also unstreitig Pfähle gesessen, die verbrannt und verkohlt ihre Spuren hinterlassen hatten, während die unverbrannten in dem durchlässigen Trassboden spurlos vergangen waren. Zum Überfluss fanden sich auch stellenweise bei *k* faustgrosse und grössere Steine in der Füllung, die offenbar als Verkeilsteine der Pfähle gedient hatten. Ferner konnte man deutlich schon auf der Oberfläche sehen, wie an der Stelle, wie die Pfahlflecken nach Norden zu aufhörten, also bei *i*, der Graben sich plötzlich erweiterte und ebenso war es am Südende bei *l*, wo noch eine weitere sonderbare Erscheinung beobachtet wurde, die in Fig. 3 in grösserem Massstabe genau nach Messung gezeichnet ist. Dort war nämlich dicht neben der senkrechten Pfahlstelle *l* ein fast horizontaler Balkeneinschnitt *m—n*, der ungefähr in rechtem Winkel die Grabensohle und die Böschungen durchschnitt und durch seinen reichlichen Kohleninhalt sich als zweifellos von einem abgebrannten Balken herrührend auswies. Sein Zweck ist nicht ganz klar; da sich aber direkt südlich davon der Graben wieder erweiterte und vertiefte, so ist nicht unmöglich, dass dieser Querbalken *m—n* eine besondere Befestigung oder Sicherung des Zaunes an seinem Südende darstellt¹⁾.

Damit ist also das Rätsel dieser Umfassunggräben zwar gelöst, aber allerdings in sehr sonderbarer Weise: eine Umfassung, die streckenweise offener Graben, streckenweise Holzzaun ist, dürfte bis dahin unerhört sein. Aber genau so muss es auch an dem inneren Graben gewesen sein, nur so lässt sich der Breiten- und Tiefenunterschied auch an diesem Graben verstehen. Der Zweck der sonderbaren Anlage ist mir freilich bisher nicht klar.

In der Südecke wurde der äussere Graben, der unmittelbar südlich an der Stelle *l* wieder sehr breit geworden war, immer schmaler und seichter und läuft endlich fast unmerklich in die beiden zungenförmigen Enden *o* und *o'* aus. Das wird man sich jetzt so erklären können, dass dort ursprünglich wieder eine schmale und seichte Grabenpartie, also wieder eine Pfahlstrecke begann, deren letzte Spur im gewachsenen Boden aber auf der Südostseite durch spätere Umgestaltung, — Abschwemmung oder Abtragung — des Terrains verwischt worden ist.

1) Gerne hätten wir natürlich die bei *k*, *l* und *m*, *n* gemachten Beobachtungen auch zwischen *a—b* und *i* nachgeprüft und im Anschluss daran auch den ganzen äusseren Graben ausgehoben. Aber unglücklicherweise fiel die Entdeckung auf den vorletzten Tag (16. Okt.) den uns der Grundbesitzer, welcher sein Feld unbedingt einsäen wollte, genehmigt hatte. Wir mussten also zuwerfen und das Feld in Ordnung bringen. Da der Besitzer es tatsächlich unmittelbar darauf bestellte, so glaubte ich die Stelle bis zur Ernte des nächsten Jahres genügend geschützt. Leider war diese Annahme unrichtig; einige Wochen später, nachdem wir die ganze Ausgrabung für dies Jahr eingestellt hatten, erschienen die Beauftragten des bekannten Altertümersammlers Rentmeister Queckenberg aus Niederbreisig in Plaidt, pachteten das bestellte Feld und durchwühlten alles, was wir noch nicht untersucht hatten. Die Ausbeute an Fundstücken wird vermutlich nur gering gewesen sein, aber die ganze Stelle ist für die äusserst subtilen Untersuchungen, auf die es noch ankam, unwiderbringlich vernichtet und verloren!

Das 5,40 m breite Südwesttor des äusseren Grabens war wieder von breiten und tiefen Grabenköpfen flankiert. Und da der ganz ausgegrabene nordwestliche Teil des Grabens sich fast auf seinem ganzen Verlauf als offener Graben erwies, so wird man vermuten dürfen, dass auch der Teil südlich des Tores, also von *e—f* bis *i*, wo die verbrannten Pfähle beginnen, offener Graben war. Auf der tatsächlich ausgehobenen 3 m langen Strecke direkt südlich vom Tor wies er alle oben aufgezählten Merkmale eines offenen Grabens auf. Bei *e* und *f* wurden in den beiden Böschungen des Grabens ungefähr auf deren halber Höhe zwei einander genau gegenüberstehende Pfostenlöcher gefunden, welche im Durchschnitt in Fig. 3 nochmals grösser gezeichnet sind; das Loch auf der Aussenseite bei *e* ging senkrecht in die Böschung hinab, das gegenüberstehende *f* dagegen hatte deutlich eine schräge Richtung. Denkt man sich Pfähle hineingesetzt, so kommt man auf die Rekonstruktion, die in Fig. 3 versucht ist: ein senkrechter Balken, durch eine schräge Stütze festgehalten. Obgleich in dem entsprechenden nördlichen Grabenende keine analoge Anlage gefunden wurde, so möchte ich doch glauben, dass auch hier die Pfahlstellung von einem Gatter herrührt, mit dem die Durchfahrt geschlossen werden konnte. Denn dass die entsprechenden Balkenlöcher in den Böschungen des nördlichen Grabenkopfes nicht mehr gefunden wurden, kann leicht davon herrühren, dass durch ein späteres Nachbröckeln der Böschungswand an der Stelle ihre Spur gänzlich verwischt worden ist. In dem nördlichen Grabenteil fand sich nahe dem Grabenauslauf in der oberen Füllung eine Reihe grosser Basalt- und Lavasteine in der Weise nebeneinander liegend, wie sie in dem Plan Taf. XXV bei *c—d* eingezeichnet sind. Sie wurden erst genau gemessen und dann vorsichtig entfernt, es fand sich aber nur die übliche Grabenfüllerde darunter, nichts besonderes, so dass sie wohl zufällig beim Zufüllen des Grabens dahin gekommen sein werden. Ebenso werden zwei Einschnitte in die obere Grabenfüllung, welche direkt nördlich von dieser Stelle gefunden wurden und sich durch etwas dunklere Erdfüllung auszeichneten, wohl von zufällig in die obere Füllung gefallenem Holzern herrühren, aber keine konstruktive Bedeutung haben. Am äussersten nordwestlichen Ende des Grabens, bei *p*, wo er sich in der durch den Trassgrubenbetrieb entstandenen jetzigen Hügelböschung verliert und ganz schmal und spitz ausläuft, fand sich noch eine kleine pfostenlochartige Vertiefung in der Sohle. Es ist wohl möglich, dass sie gerade wieder den Anfang einer Pfahlgrabenpartie bedeutet, die dort an die offene Grabenstrecke angeschlossen haben mag.

So ziemlich mitten in der Einfahrt des Südwesttores im äusseren Graben, etwas nach dem Inneren zurückliegend, fand sich eine im rechten Winkel zur Grabenrichtung stehende schmale und tiefe Grube 58a. Sie ist am oberen Rande 2,30 m lang und 75 cm breit, sowie vom gewachsenen Boden aus 1,37 m tief. Die Breite der Sohle betrug 15 cm. Bis hinunter auf die Sohle fanden sich in ihr neolithische Scherben. Ihre eine Böschung ist durch eine der später zu beschreibenden La Tène-gruben 58 etwas zerstört (vgl. Fig. 3 in Aufsicht und Durchschnitt). Diese lange schmale Grube findet ihre nächste Ana-

logie in gewissen genau ebenso geformten Gruben, wie sie bei Worms und in der Wetterau gefunden wurden und die von Koehl und G. Wolff als Wildfallen erklärt werden (vgl. unten S. 295). Die Stellung unserer Grube mitten in der Durchfahrt macht jedenfalls ihre Bestimmung als Schutzvorrichtung für den Eingang gegen nächtliche Eindringlinge nach Art einer Wolfgrube wahrscheinlich. Eine ähnliche Grube 9a von 3,20 m Länge, fand sich ausserhalb des äusseren Grabens nahe bei ihm am Südende der Pfahlzaunpartie gegenüber der Stelle *k*. Auch sie ist später durch eine La Tène-grube 9 anschnitten worden (Fig. 3). —

Sind nun die beiden sonderbaren Umfassungsgräben gleichzeitig oder gehören sie verschiedenen Perioden an? Gleichzeitig sind sie jedenfalls insofern, als sie beide zur Kulturperiode der linearen Bandkeramik gehören, denn ihre sehr reichlichen Einschlüsse an Kulturresten sind absolut identisch. Aber wohl glaube ich, dass die Ansiedlung nicht zu gleicher Zeit von beiden Gräben umgeben war, sondern dass der äussere den inneren abgelöst hat. Wir müssen uns nämlich die offenen Grabenpartien doch wohl von Erdwällen begleitet denken, zu denen man die ihnen entnommene Erde aufgeschichtet hat und die vermutlich die Gräben sowohl auf der Aussen- als auch auf der Innenseite eingefasst und so verbreitert und vertieft haben¹⁾. Nun liegen im Südosten zwei neolithische Gruben 7 und 10 so dicht am inneren Graben, dass sie nicht gut gleichzeitig mit diesem bestanden haben können, denn sie würden unter den Wällen liegen, werden also wohl entweder älter oder jünger sein, als der innere Graben. Ist also schon hier ein chronologisches Nacheinander zu vermuten, so wird ein solches an einer anderen Stelle zur Gewissheit. Dicht an der Toreinfahrt des inneren Grabens fand sich nämlich in die Füllung des wiederzugeschütteten nördlichen Grabenauslaufs eine Grube von ovalem Grundriss eingetieft (69), welche nur linearbandkeramische Scherben enthielt. Sie liess sich durch ihre unreinere Füllung und ihren starken Kohleninhalt deutlich von der umgebenden reineren Füllerde des Grabens unterscheiden. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, dass schon in neolithischer Zeit der innere Graben wieder zugefüllt und eingeebnet war, während die Ansiedlung augenscheinlich noch fortbestand. Was ist da wahrscheinlicher, als dass man eben statt des inneren Grabens den äusseren anlegte, vermutlich, weil der Besitzer dieses umfriedigten Anwesens seinen Besitz vergrösserte und nun auch den Zuwachs durch Zaun und Graben zu schützen wünschte? Noch eines spricht für diese Annahme: durch Brand ist das Haus (66) zerstört worden und ebenso auch offenbar der Zaun im äusseren Graben, während wir am inneren Graben keine Feuerspuren beobachtet haben. Auch das spricht dafür, dass der innere Graben während des ungestörten Bestehens der Ansiedlung absichtlich aufgegeben und eingeebnet worden ist, während nachher ein und dieselbe Brandkatastrophe das Haus und den schützenden äusseren Pfahlzaun vernichtet hat. Wer das Be-

1) So war es wenigstens sicher bei dem neolithischen Erdwerk von Mayen. B. J. 119 S. 211 ff.

dürfnis fühlt, sich diese Katastrophe noch etwas romantischer auszumalen, der sei an die schon oben erwähnten eigentümliche Funde von Menschenschädeln ohne weitere Skelettreste in der Füllung des äusseren Grabens bei *q* und *r* erinnert. Von ordnungsmässigen Begräbnissen können sie nicht wohl herühren, also irgend eine Gewaltsamkeit wird auch durch sie angedeutet.

II. Die Einzelfunde.

a) Keramik.

Die Gefässformen sind wenig mannigfaltig und samt und sonders sehr einfach. Keines der Gefässe hat einen Fuss, nur eines eine künstlich hergestellte Standfläche, sonst sind die Böden durchweg kuglig gerundet und die Kugel oder deren Teilstücke bilden auch die Grundformen der ganzen Gefässe. Bald sehen wir eine fast reine Halbkugel, bald nähert sich das Gefäss der ganzen Kugel, nur der Rand ist dann etwas ausgebogen, bald bildet das Gefäss ein Kugelsegment. Die Formen sind, wie man wohl mit Recht annimmt¹⁾, aus der Naturform des Kürbis entstanden.

Der Ton ist bei fast allen Gefässen erstaunlich hart und gut gebrannt. Bezüglich der übrigen technischen Behandlung aber zerfallen die Gefässe in zwei Gruppen. Die eine umfasst eine Anzahl umfangreicher meist dickwandiger Vorratstöpfe aus grob geschlämmtem zum Teil mit Quarzkörnern durchsetztem Ton und verhältnismässig rauher, wenig geglätteter Oberfläche mit entweder gar keiner oder sehr grober Verzierung, die unten genauer charakterisiert werden wird. Die andere Gruppe besteht aus sehr fein geschlämmtem Ton, ist zum Teil ziemlich dünnwandig, zeigt eine sorgfältig geglättete, ja glänzend polierte Oberfläche und umfasst Gefässe sämtlicher Formen und Grössen. Auf dieser glatten Oberfläche entwickelt sich dann die ganze Fülle von Ziermotiven, die unten beschrieben werden wird.

Sämtliche grösseren und viele von den kleineren Gefässen haben henkelartige Ansätze: Ösen, die bald horizontal, bald vertikal durchbohrt sind; Warzen ohne Durchbohrung, griffartige kurze Auswüchse und dgl. Die durchbohrten Ösen zeigen deutlich, dass sie dazu bestimmt waren, um eine Schnur hindurchzuziehen, mit welcher das Gefäss kreuz und quer verschnürt und so zum Tragen eingerichtet war. An einigen Ösen haben sich sogar noch deutlich die Spuren der Abnutzung der Tonoberfläche durch die Reibung der Hanfschnur erhalten. Die Ösen und Warzen waren unabhängig vom Gefäss geformt und dann auf die weiche Wand festgedrückt, wobei man die Verbindungsflächen absichtlich durch kleine Vertiefungen und Buckeln uneben machte, um den Verband zwischen Öse und Gefässwand fester zu gestalten. Dies kann man deutlich an verschiedenen abgebrochenen Ösen und an deren Ansatzspuren an den Gefässwänden sehen. Auf Taf. XXVIII unten 9—21 ist eine Anzahl Ösen und Warzen der verschiedenen Formen und Grössen zusammengestellt. Im

1) Schuchhardt, Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst. Prähistorische Zeitschr. I S. 49 und 351.

folgenden soll nun versucht werden, die ganze Menge von Gefässen und beachtenswerten Gefässbruchstücken unter dem Gesichtspunkt der verschiedenen auf ihnen vorkommenden Verzierungsarten zu gruppieren und zu beschreiben.

1. Unverzierte Gefässe.

a) Grosse Töpfe mit Warzen und Henkelösen sind in grösseren und kleineren Scherben massenhaft gefunden worden. Sie gehören technisch sämtlich der oben charakterisierten ersten Gruppe an. Man kann zwei Formen unterscheiden:

Die eine ist die der Halbkugel sich nähernde Form, welche in dem einzigen Exemplar, das mit geringen Ergänzungen ganz zusammenkam, Nr. 22372 Taf. XXVIII, 1 vertreten ist. Das Gefäss, gefunden im nördlichen Grabenauslauf am Tor des äusseren Grabens, ist 22 cm hoch mit 32 cm Randdurchmesser, hat 4 Griffwarzen um die Mitte des Bauches und zwischenständige Warzen in der Nähe des Randes. Die unteren Warzen sind 2,5 cm lang und zeigen am Ende eine Gabelung; leider sind sie nicht ganz erhalten, sondern durch den Gebrauch abgeschlossen, so dass sich nicht ganz sicher sagen lässt, ob es nicht vielmehr Ösen mit senkrechter Durchbohrung waren. — Andere grosse Töpfe ähnlicher Art sind nur in Scherben erhalten. Eine grosse Wandscherbe (22465 Taf. XXVIII, 2) zeigt noch die obere Randwarze, schräg unterhalb einen senkrecht gestellten Henkel, der aber nicht ganz durchbohrt ist, sondern nur beiderseits tiefe Eindrücke hat. Ein anderer (22103) hat einen senkrecht gestellten querdurchbohrten Henkel, schräg oben einen Henkel mit nur angedeuteter Querbohrung. Eine andere etwas glattere Scherbe eines rundlichen Topfes (22003 Taf. XXVIII, 3) zeigt zwei senkrecht durchbohrte Henkel senkrecht übereinander, mit deutlichen Spuren der ehemals durchlaufenden Schnur in der Glättung der Oberfläche.

Die andere Form mit kräftig ausgebogenem Rande ist nur in Scherben vertreten, von denen hier zwei abgebildet sind; die eine (21980) Taf. XXVIII, 4 mit zwei senkrecht gestellten horizontal durchbohrten Henkelösen auf der Schulter dicht unter der Einkehlung, gehört zu einem sehr grossen dickbauchigen Topf mit leidlich geglätteter gelbbräunlich lederfarbiger Oberfläche und erinnert sehr an gewisse grosse Töpfe der Pfahlbaukeramik. Sie ist gefunden in der Wohngrube 66. — Die andere Taf. XXVIII, 5 (21986) mit quergestellter vertikal durchbohrter Öse an derselben Stelle hat kleinere Dimensionen; die gut geglättete Oberfläche ist von schwärzlicher Farbe (gef. in Grube 66).

β) Kalottenförmige Schalen oder kleine Schüsseln und Näpfe mit kleinen zahnartigen Aufsätzen auf dem Rande, kommen öfter vor. Sie sind fast durchweg etwas besser geglättet als die grossen Töpfe, aber auch von ziemlich grobem Ton. Wie drei wieder zusammensetzbare Exemplare lehrten, stehen die Verzahnungen sich auf dem Rand übers Kreuz in gleichmässiger Verteilung gegenüber und zwar kommt viermal je ein Zahn vor bei 21836 Taf. XXIX, 1, viermal je zwei Zähne bei 21835 Taf. XXIX, 2, drei

zusammenstehende Zähne oder Zacken hat die Scherbe 22006 Taf. XXVIII, 6, die sich wohl auch viermal wiederholt haben werden. Diese Zacken werden vermutlich auch mit der Verschnürung zusammenhängen, indem sie der über den Rand gezogenen Schnur einen festen Halt auf dem glatten Gefäss gaben. Zuweilen setzt sich der Zahn als eine kurze plastische Rippe nach unten auf der Gefässwand fort, wie bei der Scherbe 21984 Taf. XXVIII, 7. Einmal findet sich an einer Scherbe einer grossen rauhwandigen schüsselartigen Schale statt des Auswuchses vielmehr eine kleine Einkerbung auf dem Rande, die denselben Zweck gehabt haben wird (21988) Taf. XXVIII, 8.

Ein ganz kleines Näpfchen, welches sich wieder zusammensetzen liess, ist 3 cm hoch, mit 4 cm Raddurchmesser, dickwandig und rauh, 21840 Taf. XXIX, 3.

2. Gefässe mit plastisch angelegten Tonschnüren und Tonrippen als Zierrat.

Die Zickzacklinien, welche die durch die Ösen gezogenen und um die Warzen gebundenen Schnüre bildeten, wurden offenbar als eine Belebung und Verschönerung der kahlen Gefässoberfläche empfunden und so lag es nahe, diesen zufälligen Schmuck auch unabhängig von der Anwendung wirklicher Schnüre anzubringen, indem man ihn auf der Gefässwand plastisch nachahmte¹⁾. Am deutlichsten ist dieser Prozess an dem ergänzten Exemplar 21828 Taf. XXIX, 4 u. XXX, 1. Das Gefäss von Bombenform, dickwandig mit leidlich glatter lederfarbener Oberfläche, ist 20 cm hoch mit 21 cm Raddurchmesser und hat 4 Ösen mit Horizontalbohrung um den Bauch und 4 zwischenstehende Warzen 2 cm unterhalb des Randes. Und nun läuft die plastische Schnur, welche durch Zusammendrücken des beiderseitigen Tones noch über die Fläche der Gefässwand erhöht und durch Vertiefen ihrer Konturen in die Topffläche noch stärker betont ist, von Öse zu Warze und von Warze zu Öse. Von den Warzen hängen die Zipfel abwärts und gehen noch Schnurstücke aufwärts zum Rand, welche den in Wirklichkeit über den Rand hinweggespannten Schnüren nachgebildet sind. In den meisten Fällen ist die „Schnur“ auch noch mit kleinen Kerbstrichen versehen, welche den Charakter des gedrehten Seiles noch verstärken sollen, so z. B. bei der Scherbe 21950 Taf. XXX, 2.

In schon etwas manirierterer Weise ist der Charakter der Schnur imitiert an Gefässen, wo die Schnur durch Fingernageleindrücke oder Tupfen nachgeahmt wird, wie an den Scherben 22129, 22104 und 21948 Taf. XXX, 3—5.

Noch leidlich richtig verstanden ist das ursprüngliche Motiv an dem Topf 21785 Taf. XXIX, 5, welcher 13 cm hoch ist und eine Mischung der plastischen Schnur mit der durch Tupfen angedeuteten zeigt.

Bereits vernachlässigt und missverstanden ist der Schnurcharakter an den Gefässen, die eine starke plastische Zickzacklinie haben, z. B. dem rauhen Gefäss 21784 Taf. XXIX, 6.

1) Vgl. hierzu Schuchhardt, Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst a. a. O. S. 49 ff. und besonders Schliz, Prähistor. Ztschr. II S. 130 f.

Und wohin das dann weiter führt, zeigen Scherben sehr eleganter, glänzend braun- oder schwarzpolierter Gefäße, wie 22374, 21981, 22006 Taf. XXX, 6—8, deren plastische Rippen in ihrer allgemeinen Linienführung wohl noch ihre Herkunft erkennen lassen, aber in ihrer parallelen Häufung ein völliges Abweichen von der ursprünglichen Absicht der Schnurimitation bedeuten¹⁾.

Auch die Schnurzipfel, die bei dem streng durchgeführten Motiv noch einfach herunterhängen, arten in spielerische Zierrate aus. So ist auf einer Scherbe 22211 ein plastisches Schnurstück, das in drei Enden ausgeht, an denen unten kleine kreisförmige Scheibchen hängen, Taf. XXX, 9, an einer anderen Scherbe (22004) gehen von der dicht unter dem Rand stehenden Öse zwei Zipfel bogenförmig nach seitwärts ab Taf. XXX, 10.

3. Gefäße mit plastischen Tonschnüren, die von Stich- oder Rädchenmustern begleitet sind.

Gleichsam den Übergang von der vorigen zu der folgenden Gruppe bilden Gefäße, an denen die plastischen Schnüre und Rippen von vertieften Mustern begleitet sind. Wir fanden nur einige auf Taf. XXX, 11—14 abgebildete Scherben. Fig. 11 (21967) ist die Wandscherbe einer vermutlich halbkugligen Schale mit erhaltenem Rand, auf welcher noch zwei plastische Rippen vorhanden sind, die sich in spitzem Winkel treffend zum Rand hinaufgehen. Sie sind beiderseits begleitet von einem Doppelstichmuster, das mit mehrspitzigem Instrument eingepunzt ist. Der Gefässrand ist von einem ähnlichen Muster eingefasst.

Fig. 12 (22003), eine kleine Wandscherbe, zeigt ebenfalls eine Rippe, eingefasst von zwei Ketten halbmondförmiger Eindrücke, die an Fingernagel-eindrücke erinnern.

Fig. 13 (22205), eine Randscherbe mit zwei am Rand sich rechtwinklig treffenden Rippen, die ein abwärts gehendes breites Band von eingeritzten graden Linien umschliessen. Der Rand ist durch eine Doppelstichlinie eingefasst.

Fig. 14 (22003) ein Randstück mit aufwärts gehenden Rippen, die durch ein feines Rollstempel- oder Rädchenmuster eingefasst wird²⁾.

4. Gefäße mit gradlinigen eingeritzten Bändern mit und ohne Rädchenverzierung.

Innerhalb dieser Gruppe vollzieht sich nun deutlich die Umwandlung des ursprünglich aus der Verschnürung der Gefäße erwachsenen Zierrates zum reinen Ornament, welches jene Herkunft immer mehr verleugnet.

a) Das Band als zwei roh eingerissene Linien von den Warzen unter dem Rand schräg abwärts gehend, also noch richtig als ursprüngliche Verschnürung gefühlt, finden wir an zwei Randscherben rauhwandiger Töpfe mit

1) Man vgl. übrigens zu diesen plastischen Tonrippen oder Leisten die neolithischen Gefässfunde aus Chirospilia auf Leukas. Ztschrft. f. Ethnologie 44. 1912 Heft V. S. 861, Abb. 12.

2) Zu der Verwendung von Rollstempeln s. unten S. 292.

ausgebogenem Rand, deren einer noch Fingernagelschmuck unter dem Rande trägt. 21946 und 21986 Taf. XXXI, 1, 2.

β) Ebenfalls noch reine Bandimitationen sind die Zierrate auf Scherbe 21963 von einer halbkugligen Schüssel, Taf. XXXI, 3. Die zum Teil schraffierten einfachen Linearbänder gehen noch von der (abgebrochenen) Schnuröse aus nach oben, unten und seitwärts schräg über das Gefäß weg. Am Rand ein Strichelmuster, im Fonds vier Parallelstriche.

γ) Ebenfalls noch vollkommen richtig in seiner Entstehung verstanden, wenn auch schon bedeutend reicher ausgestaltet ist der Schmuck auf der Schüssel 21777 Taf. XXIX, 7. Sie besteht aus sehr schön geglättetem Ton, hat 23 cm Randedurchmesser und ist 14 cm hoch. Dicht unter dem Rand sind drei Warzen, denen drei tiefstehende senkrecht durchbohrte Schnurösen entsprechen. Und nun zieht sich von den Ösen zu den Warzen ein breites Zickzackband, bestehend aus einem mittleren glatten nur aus zwei eingerissenen Parallellinien bestehendem Band, das beiderseits von einem zierlichen Rädchenmuster eingefasst ist, das wie eine Spitzenborte das Band belebt. Dasselbe Muster geht dann noch in zwei selbständigen Strängen von der Schnuröse aufwärts zum Gefäßrand, wo es sich mit einem den Rand bekränzenden Rädchenmuster vereinigt. In den leeren Zwickeln erscheinen noch je zwei fingernagelartige Eindrücke.

Als Abarten bzw. Bereicherungen dieses Motivs dürfen wohl die Muster auf den Taf. XXXI, 4, 5, 6 abgebildeten drei Scherben 21958/9, 60 angesehen werden, insofern hier offenbar von der Randwarze noch ein Band senkrecht abwärts geführt hat. Bei Fig. 4 füllen die zusammentreffenden Rädchenmuster infolgedessen die Zwickel fast ganz aus.

Auf dasselbe hinaus kommt auch wohl das Motiv des Gefäßes 21782 Taf. XXIX, 8, eines kugligen Topfes mit ausgebogenem Rand, Schnurösen unter der Mitte und wahrscheinlich Warzen unter dem Rand, von 14 cm Höhe und 18 cm Durchmesser. Das „spitzenbesetzte“ Zickzackband wie bei den vorigen, senkrechte Spitzenbänder laufen nach unten, oben ein um den Rand laufendes Rädchenmuster, in den oberen Zwickeln ein Paar runde Vertiefungen.

δ) Schon eine Verwilderung des ursprünglichen Verschnürungsmotivs ist zu erkennen in 21832, 33, 37, 38, 21788, 90, und seinen Abarten 21942, 92, 93, 22007. Taf. XXIX, 9—14 und XXXI, 7—10. Hier laufen zwar wie bei den vorigen die Bänder gegen den oberen Rand im Zickzack zusammen, aber es fehlt dort bereits die Warze, von der sie ausgehen und an der ursprünglich die wirklichen Bänder befestigt waren. Die Form ist, wie die ergänzten Gefäße zeigen, die des kugligen Kürbistopfes mit schwach ausgebogenem Rand. Die Rollstempel- oder Rädchentechnik der Verzierung ist besonders deutlich an Scherbe 21942 zu erkennen, wo das Muster des senkrecht abwärts geführten Bandes oben über die Zickzackmuster hinweggewalzt ist.

Einfachere Abarten dieses Typus sind Gefäße wie 21787 u. 89 Taf. XXIX, 15, 16, wo senkrechte Bänder in den Zwickeln zwischen den einfachen Zick-

zackbändern aufgelöst sind in parallele Strichelgruppen, die in noch roherer und einfacherer Weise bei den Scherben 21995/56, Taf. XXXI, 11, 12 wiederkehren. Man hat den Eindruck, dass das Gefühl für das ursprüngliche Band sich immer mehr verliert. In einfachster Weise ist das Motiv auf 21839, Taf. XXIX, 17 eine einfache eingerissene Zickzacklinie von eingekerbten Strichgruppen eingefasst.

Die Zwickel zwischen den Zickzacklinien sind oft noch durch einzelne oder mehrere akzentartige Striche oder Strichgruppen belebt, am reichsten ist diese Verzierungsart an 21780 (Taf. XXIX, 18) einem besonders feingeläteten Topf, an dem auch einmal noch im unteren Drittel der Wand drei Warzen erscheinen und auf dem die Zwickelflächen durch besonders reich ausgebildete Strichgruppen verziert sind.

Dieselben Dekorationsmotive zeigen dann auch fast ausschliesslich die dekorierten kalottenförmigen Schalen, von denen auf Taf. XXIX, 19, 20, 21 und XXXII, 1, 2 verschiedene wieder ergänzte Stücke abgebildet sind (21791, 2, 3, 4, 5). Zuweilen sind auch an ihnen noch drei Warzen ungefähr in der Mitte der Höhe angebracht, wie bei Taf. XXXII, 3, 4 (21779. 21834). 21779 zeigt eine besonders aparte Verzierung der Zwickelfläche durch Kreuze mit in Dreizacke ausgehenden Armen¹⁾.

In Taf. XXXI, 13—20 sind dann noch einige Scherben zusammengestellt, welche Varianten der oben beschriebenen Motive zeigen (21971, 74, 78, 22000, 22005, 22006, 22121, 22465). Fig. 18 ist die einzige, wo eine absichtliche Füllung der Vertiefungen mit einer weissen Paste bemerkt worden ist.

5. Gefässe mit Spiralmustern und deren Abwandlungen.

Hatten die bisher betrachteten Ziermotive ihre ursprüngliche Herkunft aus der Umschnürung des Gefässes mehr oder weniger deutlich erkennen lassen, so tritt nun als etwas diesem Formenkreis fremdes die Spirale auf. Ihre gebogenen Linien können niemals aus der Verschnürung entstehen, welche stets auf gerade Linien und zickzackartige Muster hinführt. Sie entstammt denn auch ursprünglich einem anderen Kulturkreis und kommt als etwas Importiertes, Sekundäres in den oben charakterisierten Zickzackstil der linearen Bandkeramik hinein. Wo und wie sich diese Stilmengung vollzogen hat, werden wir unten in den allgemeinen Bemerkungen S. 297 sehen. Unser Material aber wird uns zeigen, wie der geradlinige Verschnürungsstil so übermächtig ist, dass er die Spirale gleichsam unter seine Herrschaft zwingt. Die Spirale entartet, wie wir sehen werden, innerhalb dieses Stiles wieder zum Tragband.

a) Das echte Spiralmuster oder der laufende Hund. Das Schema des sog. „laufenden Hundes“, also der fortlaufend aus sich selbst wieder herauswachsenden Spiralleiste ist in voller Klarheit und Reinheit nur an zwei unserer Gefässen vorhanden:

1) Diese Verzierung erinnert an gewisse tönernen Spinnwirtel aus Hissarlik, 2. Stadt vgl. Hoernes, Kultur der Urzeit, bei Goeschen II S. 41 Fig. 9.

Taf. XXXII, 5 und XXXIII, 1 (21830) zeigt eine halbkuglige tiefe Schüssel mit nur ganz schwach ausbiegendem Rand, sehr sorgfältig poliert mit drei Warzen oder Ösen (es ist nicht ganz sicher, da nur eine Ansatzstelle erhalten) etwas unter der Mitte der Gefässwand; das Spiralmuster ist so komponiert, dass in jeder Warze (oder Öse?) sich zwei Spiralen treffen, dazwischen aber noch je ein solcher Treffpunkt ist ohne Warze. Die breiten Spiralbänder bestehen aus zwei eingeritzten Linien, deren Zwischenraum durch ein mit Rädchen oder Rollstempel hergestelltes Strichelmuster ausgefüllt ist. An sämtlichen Treffpunkten sind diese Rädchenmuster durch ein rechteckiges Querschild unterbrochen und ebensolche Querschilder sind auch überall an den höchsten Stellen der Rundung oben nahe dem Gefässrand angebracht. Diese Querleisten sehen aus wie Bänder, mit denen die Spirale auf dem Gefässkörper befestigt werden sollte. Auch unten ist das Strichelmuster von drei Querlinien unterbrochen, welche aber ebenfalls gestrichelt sind. In diesen leistenartigen Unterbrechungen, unter denen gleichsam das Spiralmuster zu seiner Befestigung durchgeschoben ist, klingt offenbar noch die ursprüngliche Befestigung der Gefässverschnürung am Gefässkörper nach, wenn auch an die Stelle der Verschnürung die ihr ganz fremde Spirale getreten ist. Um den Rand läuft ein Rädchenornament, kleine Gruppen von drei bis fünf eingeritzten Strichen beleben noch da und dort die Fläche. Das Gefäss, von dem übrigens nur $\frac{1}{4}$ erhalten ist, ist 15,5 cm hoch.

Taf. XXXII, 6 (21783) kugliger Topf mit ausgebogenem Rand. Die Stellung der Ösen oder Warzen und das Ornament ist genau, wie bei dem vorhergehenden Gefäss. Höhe 15 cm.

An einigen grösseren und kleineren Wandstücken sind dann noch Muster erhalten, die wohl auch auf das reine Spiralmuster hinauskommen. So 22130 mit einer aus fünf Strichen eingefurchten Spirale, 21941, 21968 Taf. XXXIII, 2—4.

β) Die Spiralenden laufen in geschlossene Ringe zusammen. Eine Verwilderung des reinen Spiralmotivs ist bei einigen Gefässen zu erkennen, bei denen das Spirale nach oben weiterläuft, bis es stumpf gegen die obere Kurve anstösst und mit dieser zusammen einen meist recht unregelmässigen geschlossenen Ring bildet.

Taf. XXXII, 7 (21831) ist eine grosse halbkuglige Schüssel zu ein Drittel erhalten, mit drei Ösen in der Mitte des Bauches mit horizontalen Durchbohrungen; das Spirale besteht hier aus zwei parallelen Linien ohne Füllung und ist von zwei breiten Rädchenmustern eingefasst; ein Rädchenband läuft um den oberen Rand. Doppelgruppen von je sechs bis acht kurzen Parallelstrichen dienen als gelegentliche Füllornamente der freien Fläche. 18 cm Höhe, 24 cm Durchmesser.

Taf. XXXII, 8 (21778) ist eine ähnliche Schüssel. Sie hat ausser den Ösen auf der Mitte des Bauches noch zwischengestellte Warzen am oberen Rand. Das Ornament ist gleich dem der vorigen Schüssel, nur noch ungeschickter und von der ursprünglichen Spiralförmigkeit abweichender. 15 cm hoch, 26 cm Durchmesser.

γ) Die Spirale mit anderen Linienmustern vereint. Völlig verkümmert ist der ursprüngliche Dekorationsgedanke der Spirale bereits auf Gefässen, wie den folgenden, die eine Vereinigung von Spiral- und gradlinigen Mustern suchen.

Taf. XXXII, 9 (21829) ist eine grosse halbkuglige Schüssel mit drei senkrecht durchbohrten Ösen an der Bauchmitte. Das sehr roh mit zwei Linien eingerissene Spiralmuster wird durch ein Rädchenmuster unvermittelt fortgesetzt. Daneben sind in den Zwickeln und sonstigen freien Plätzen senkrecht verlaufende Rädchenbänder angebracht. Eingeritzte Dreistrichelgruppen vervollständigen den Dekor. 20 cm hoch, 32 cm Durchmesser.

Taf. XXXII, 10 (21781). Auf diesem Gefäss drängen sich die hinzutretenden gradlinigen Bänder noch deutlicher auf. Es ist eine halbkuglige Schüssel mit vermutlich fünf senkrecht durchbohrten Ösen, von denen zwar nur eine erhalten ist, deren Zahl sich aber aus dem Verlauf des Musters erschliessen lässt. Ausser der nur aus zwei eingerissenen Linien bestehenden Spirale, deren Enden durch kurze Rädchenfortsetzung zum Ring ergänzt sind, gehen senkrechte Rädchenbänder von den Ösen zum Rand und in jedem Zwischenraum sind ebensolche angebracht. 13 cm hoch, 18 cm Durchmesser.

Taf. XXXIII, 5 (22169). Dieses Gefäss, ein Kugeltopf mit schwach ausgebogenem Rand, drei senkrecht durchbohrten Ösen an der Mitte des Bauches und zwischengestellten Warzen am oberen Rand, zeigt nun die äusserste Verwilderung oder Verkümmern der Spirale. Die Hauptsache sind hier offenbar die von den Warzen senkrecht und von den Ösen schräg abwärts laufenden teils einfachen, teils rädchenverzierten Bänder, während die Bruchstücke von Spiralen hier völlig zum missverstandenen Füllsel herabgesunken sind. 18 cm hoch.

Ähnliches zeigen auch die auf Taf. XXXIII, 6—9 zusammengestellten Scherben 21944, 22018, 22102 und 22387.

Stilistisch wird dahin auch das äusserst aparte Gefäss Taf. XXXIII, 10a und 10b (21786) zu rechnen sein, welches in der Form von allen andern abweicht. Es kommt im ganzen auch auf die Kugel- oder Kürbisform hinaus, ist aber das einzige Gefäss, das eine ebene Standfläche hat und dessen Stehfestigkeit noch durch drei zipfelartig abstehende Füsschen erhöht wird. Am oberen Rande und unten besitzt es je drei horizontal durchbohrte Ösen, die entsprechend übereinanderstehen. Die Fusszipfel sind dazwischen gestellt. Um den oberen Rand, gleichsam durch die drei Ösen, läuft ein Rädchenband, an welchem zwischen je zwei Ösen zwei halbkreisförmige konzentrische Rädchenmuster hängen. Unter der Standfläche aber laufen kreuz und quer von den unteren drei Ösen ausgehende Rädchenbänder um die Fusszipfel herum. 9,5 cm hoch. Das kleine sonderbare Töpfchen macht den Eindruck einer in Ton übersetzten Tasche aus steifem Leder, dessen spröder Stoff beim Zusammenbiegen statt der sonst üblichen Rundung sich in die eckige Konturen gelegt hat, die durch die drei Zipfel hervorgerufen werden.

Von einem ähnlichen Gefäss stammt wohl auch die Scherbe Taf. XXXIII, 11

(21994) und das Muster mit dem hängenden Bogen, der noch durch ein senkrechtes Rädchenmuster halbiert wird, tritt auch auf Taf. XXXIII, 12 (21966) wieder auf. Ein verwildertes, sehr rohes Bogenmuster endlich zeigt Taf. XXXIII, 13 (22112).

6. Korbflechtmuster.

Während die bisherigen Dekorationsmotive deutlich entweder aus der Verschmürung des Gefässes oder aus der Spirale hervorgingen oder eine Verschmelzung beider darstellten, zeigt eine Anzahl Scherben Muster, welche eher auf Korbflechtereie als Vorbild hinzudeuten scheinen¹⁾.

Taf. XXXIV, 1 (22141) ist das Randstück eines bombenförmigen Topfes mit ganz schwach ausgebogenem Rand, dessen Oberfläche zunächst einmal durch ein etwa um die Mitte umlaufendes Horizontalband sowie durch einzelne dieses rechtwinklig kreuzende Vertikalbänder gegliedert zu sein scheint. Dazwischen sind dicht gestellte vertikale Striche aus kleinen halbmondförmigen Eindrücken, die offenbar die ganze Oberfläche gleichmässig überzogen haben und deutlich den Eindruck von Flechtwerk erwecken.

Taf. XXXIV, 2 (22100) ist eine Wandscherbe eines kleinen kugligen Gefässes mit stark ausbiegendem kurzem Hals, welches ähnliche Muster zeigt; die stärkeren „Korbgeflechtstäbe“ laufen von Griffwarzen aus, die „geflochlenen“ Füllungsstriche laufen horizontal.

Taf. XXXIV, 3 (22022) stammt von einem Schälchen, das wieder durch vertikale breite Gurte gegliedert, ein ähnliches Korbflechtmuster zeigt.

Taf. XXXIV, 4 (21949) stammt von einem grösseren Kugeltopf mit senkrecht durchbohrten etwas ausgebogenen Ösen, Vertikalgurten und Flechtmuster.

Taf. XXXIV, 5 (21946) mit einer schräg durchbohrten Öse, von der mehrere Gurten ausgehen, scheint auch eine ähnliche flechtmusterartige Füllung der Gefässfläche gehabt zu haben, ebenso Taf. XXXIV, 6 (21978).

Technisch verwandt mit dieser künstlichen Aufrauhung der Oberfläche sind auch die merkwürdigen Scherben Taf. XXXIV, 7 (21978). Die Rauhung der Oberfläche ist so stark, dass förmliche Zacken oder Buckeln entstanden sind, wie man sie an gewissen La Tènegefässen kennt. Die Griffwarzen dürften aber wohl eher für die Zugehörigkeit dieser Scherben zur Bandkeramik sprechen.

Auch Taf. XXXIV, 8 (22017) mit seiner gitterartigen Flächenfüllung dürfte hierhin gehören.

7. Verschiedenes.

Hier mögen noch einige sonst schwer unterzubringende Muster abgeschlossen werden.

1) Über die Korbgeflechtverzierungen im Kunstkreis der Rössener Kultur vgl. Schuchhardt a. a. O. S. 46 ff. Mit diesen Flechtenmotiven haben unsere allerdings keine Berührungspunkte, was aber nicht ausschliesst, dass auch sie unabhängig auf diese primitive Technik zurückgehen.

Taf. XXXIV, 9 (21953) ist eine grosse Wandscherbe mit einer Art unregelmässigen Schachbrettmusters, bestehend aus abwechselnden Rechtecken, die mit Rädchenverzierung gefüllt sind und solchen, in denen sich nur zwei bis drei eingedrückte Punkte befinden.

Taf. XXXIV, 10 (21972) zeigt eine Anzahl Reihen solcher eingetieften Kerbschnittpunkte, wie die obigen Korbgeflechte.

Taf. XXXIV, 11 (21944). Drei lange offenbar herabhängend gedachte Rädchenbänder mit fransenartigem Besatz.

Taf. XXXIV, 12 (21970) ist das leider sehr kleine und unansehnliche Fragment einer offenbar kreisförmigen Scheibe von etwa 10 cm Durchmesser, auf der einen Seite ganz flach, glatt und unverziert, auf der anderen mit den sehr beschädigten Resten eines Musters versehen, das in mehreren konzentrierten Kreisen abwechselnd leere und mit Rädchenzierrat gefüllte Dreiecke zeigt.

Ganz aus allen bisherigen Erscheinungen heraus fällt eine Wandscherbe Taf. XXXIV, 13 (21976) die in dem Wohnhaus N. 66 gefunden, technisch so völlig mit der übrigen neolithischen Keramik übereinstimmt, dass über ihre Zugehörigkeit kein Zweifel sein kann. Die Form der Scherbe weist auf einen völlig zylindrischen Becher oder Topf hin; der obere Rand ist erhalten und biegt kaum merklich auswärts. Das erhaltene Stück ist bis unter den Rand von parallelen eingefurchten Linien umgeben, also eine Verzierung, die erst bei der sog. Zonenkeramik aufzutreten pflegt, auf welche auch die Becherform hinweist. Die Zwischenräume der Linien sind ohne Füllung.

Auf eine besondere, unter den bisher beschriebenen nicht vertretene Gefässsorte und Verzierungsart weisen auch einige Randstücke hin, die in Taf. XXXIV, 14—18 zusammengestellt sind. Allen gemeinsam ist die ungefähr zylindrische Form des Halses, unter dem der Bauch ziemlich weit ausgeladen zu haben scheint, und die Verzierung des Halses mit ausgefüllten spitzen Dreiecken. Die Ausfüllung besteht entweder aus eingerissenen Parallellinien zu der einen Dreiecksseite (Fig. 14, 21946) oder aus Rädchenstreifen (Fig. 15 bis 17, 21961, 2, 78) oder aus eingespitzten kleinen Punkten (Fig. 18, 21978).

Aus dem Rahmen des bandkeramischen Inventars fällt eine Randscherbe heraus, die zu einem grossen Vorratsgefäss gehört, das sehr weitbauchig ist mit ausgebogenem Rand. Taf. XXXIV, 19 (21987). Auf der Schulter ist der Ansatz einer abgebrochenen horizontal durchborten Schnuröse, auf dem Rand kleine eingedrückte Tupfen. Der Ton enthält Quarzstückchen, das Aussehen ist lederfarben. Dies alles weist diese Wandscherbe eher der Untergrombacher oder Pfahlbauerkeramik zu, deren Ansiedlungen bei Urmitz und Mayen ja nicht allzuweit von Plaidt entfernt sind. Die Scherbe ist aber auch nicht in einer rein neolithischen Schicht gefunden worden, sondern in der Grube 66^a, die, wie wir unten S. 300 sehen werden, in der La Tènezeit in die grosse Grube 66 eingeschnitten worden ist und massenhaft La Tènescherben enthielt. Bei dieser Gelegenheit mag dieses fremdartige Stück, das vielleicht aus der Nähe stammt, mit in die Grube gekommen sein.

Auf Taf. XXXIV, 20—24 sind dann noch ein paar kleine Randstücke zusammengestellt, welche besonders deutlich die Rädchen- oder Rollstempeltechnik der Verzierung erkennen lassen, da die Muster mit ihren Enden übereinander hinweggeführt sind. Endlich zeigt Taf. XXXIV, 25—30 einige verzierte Scherben, die sich nicht weiter unterbringen liessen.

b) Werkzeuge.

1. Steinerne Werkzeuge.

a) Feuersteinmesser und Schaber, sowie Fragmente von solchen und Knollen aus Feuerstein wurden in ziemlicher Menge gefunden bis zu ganz kleinen Splintern. Einige charakteristische Exemplare sind auf Taf. XXXV, 1, 2, 3, abgebildet.

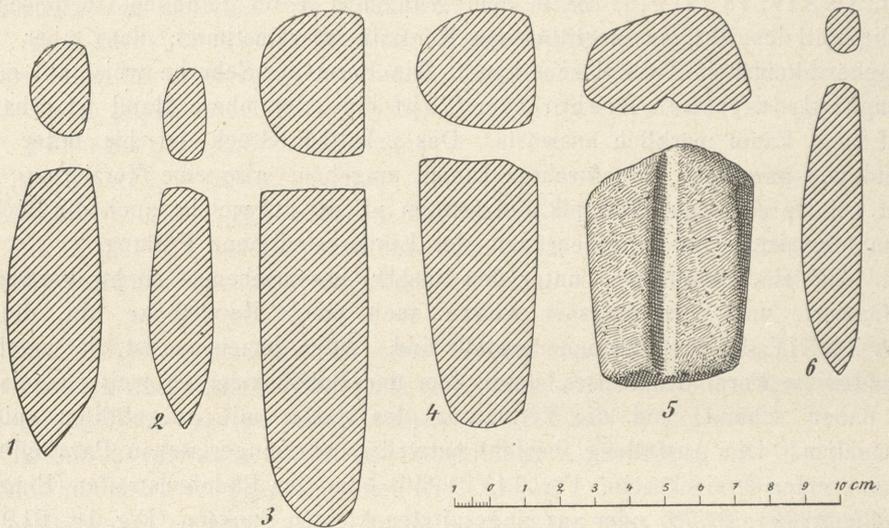


Fig. 4.

β) Kleine Steinbeile mit mehr oder weniger flach gewölbtem Rücken und flacher Unterseite, also mit dem nebenstehend in Fig. 4, 1 u. 2 dargestellten Querschnitt und Längsschnitt, sind im ganzen sechs gefunden, zwei Proben auf Taf. XXXV, 5 und 6. Sie bestehen aus grauschwarzem Stein, wohl Quarzit.

γ) Grosse Schleifsteine, gut geglättet, mit vollständig glatter, flacher Unterfläche und stark gewölbtem Rücken, also mit nebenstehend, Fig. 4, 3 u. 4, dargestelltem Längsschnitt und Querschnitt, sind in mehreren Exemplaren, aber nur in abgebrochenem Zustand gefunden worden. Die beiden Stücke Taf. XXXV, 7 und 8 bestehen aus grauschwarzem Stein (Quarzit) (21843/4). Zwei Stücke, Textfig. 4, 5 (21979 und 21845), bestehen aus rötlichem Sandstein und haben

eine Längsrille auf der Unterseite, dienten also wohl zum Schleifen von Knochen- und Hornpfriemen, wie sie weiter unten beschrieben werden.

δ) Zierliche schuhleistenkeilförmige Meisselchen der Form Taf. XXXV, 10, also mit flacher Unterseite und stark gewölbtem Rücken, Längs- und Querschnitt s. Fig. 4, 6 sind in drei Exemplaren gefunden worden. Ausser dem abgebildeten (21799) noch zwei Fragmente von noch zierlicheren Exemplaren.

ε) Ein finguläres Flachbeilchen ist Taf. XXXV, 4 (21815), ein zierliches Werkzeug, nur zum Teil poliert, die Ränder geschlagen, nicht mit der für die anderen Werkzeuge charakteristischen Abplattung aus glänzend schwarzem Stein. Das Beilchen ist aber nicht in einer neolithischen, sondern in einen der nachher zu beschreibenden La Tène-gruben (Nr. 64) gefunden worden. Es braucht also, auch wenn es neolithisch ist, nicht zu der bandkeramischen Ansiedlung zu gehören.

ζ) Auch hier, wie z. B. auch in der neolithischen Ansiedlung von Mayen (B. J. 119. Taf. XI, 2), ist eine Anzahl roher, langer, an einem Ende abgeschrägter Grauwackensteine gefunden worden, deren einer (21818) auf Taf. XXXV, 9 abgebildet ist. Ich habe sie dort als primitive Hacken erklärt, vielleicht sind auch sie nur Schleifsteine, wobei allerdings die sonderbare Abschrägung des einen Endes unerklärt bleibt.

η) Ein Stück Rötcl in Form eines Steinbeiles geschnitten, 11 cm lang, diente offenbar zum Färben irgendwelcher Geräte, vielleicht auch des Körpers.

θ) Endlich wurden zwei flache muldenförmig ausgehöhlte Steinplatten gefunden, welche zum Schleifen oder Kornreiben gedient haben werden.

2. Knochen- und Hornwerkzeuge.

α) Taf. XXXV, 11 (21814). Flacher 9,5 cm langer Knochenpfriemen, an einem Ende etwas zugespitzt und abgerundet.

β) Taf. XXXV, 12 (22170). Nadel aus Knochen mit Öse am dicken Ende, sehr spitz zulaufend.

γ) Taf. XXXV, 13 (21813). Spitzer Pfriemen oder Nadel aus gespaltenem Röhrenknochen.

δ) Taf. XXXV, 14 (22106). Spitze Nadel aus gespaltenem Röhrenknochen.

ε) Taf. XXXV, 15 (22133). Unförmlich, aber deutlich bearbeitetes Knochenstück, unten etwas zugespitzt.

ζ) Taf. XXXV, 16 (22171). Rehgehörnstange, die eine Zacke absichtlich entfernt, so dass die andere als Bohrer u. dgl. verwendet werden konnte.

Ausserdem sind noch vier Fragmente von Hirsch- und Rehgeweihen gefunden worden, die wohl ähnlichen Zwecken dienten.

3. Spinnwirtel aus Ton

wurden im ganzen sechs Stück gefunden. Sie haben alle die Gestalt der drei auf Taf. XXXV, 17—19 abgebildeten, also im Wesentlichen kuglig mit roher Durchlochung.

c) Hüttenlehm

wurde in der grossen Wohngrube 66 massenhaft aufgelesen. Er ist auf der Aussenseite gut geglättet und zeigt vielfach die Einpressungen des Holzstaketwerkes. Irgendwelche Spuren von Färbung oder Bemalung wurden an ihm nicht bemerkt.

III. Allgemeines.

Fassen wir hier zunächst nochmals zusammen, was wir vor uns haben, so handelt es sich offenbar um eine linearbandkeramische Einzelsiedlung, bestehend aus einem grossen Holzhaus mit einigen Nebenräumen und Abfallgruben, das in weitem Umkreis umgeben ist von einer elliptischen Einfriedigung, die zum Teil Palisadenzaun, zum Teil offener Graben war, und die im Lauf der Zeit durch eine neue weitere Umfriedigung von derselben Beschaffenheit ersetzt wurde; das Ganze auf einem Hügel errichtet. Das ist eine in der Rheinprovinz sonst bisher unbekannte Siedlungsform der jüngeren Steinzeit. Die pfahlbaukeramischen Siedlungen bei Urmitz¹⁾ und Mayen²⁾ stehen in Verbindung mit grossen Holzerdbefestigungen, aber diese waren, wie schon ihre Ausdehnung und Anlage zeigt, Fluchtburgen für Massensiedlungen, mögen diese nun ganz oder grossenteils ausserhalb des Erdwerkes oder, wie auf dem Michelsberg bei Untergrombach in Baden³⁾, dauernd innerhalb desselben gelegen haben. Hier in Plaidt haben wir das Gegenteil davon: die umwehrte Einzelsiedlung, welche eigentlich die befestigte Massensiedlung ausschliesst. Zunächst ist die Frage zu erörtern, welchem Zweck die sonderbare Umwehrung oder Umfriedigung des Plaidter Gehöftes diene: war sie wirklich eine Befestigung, eine Schutzwehr, oder war sie nur eine Umzäunung, um den Besitz zu begrenzen und allenfalls das Ausbrechen des Viehs zu verhindern? Diese Frage ist bei der geschilderten Zwitternatur dieses „Zaungrabens“ schwer zu beantworten. Gegen einen blossen Viehzaun sprechen die Teile, wo der offene Graben mit seinen Wällen ist, denn das Vieh würde unfehlbar in diesen Graben hinuntergestürzt sein, man müsste denn annehmen, dass der Zaun auf dem Wall hinter dem Graben durchgeführt war. Aber warum machte man dann überhaupt einen offenen Graben? Andererseits ist natürlich zuzugeben, dass die Parteeen, wo nur der Zaun und kein offener Graben war, keine wirkliche Schutzwehr gegen feindliche Überfälle darstellen können, also eine Festung im Sinne der Urmitzer oder Mayener Erdwerke möchte ich unter keinen Umständen darin erkennen, sondern höchstens einen Schutz gegen wilde Tiere und einzelne Diebe oder Räuber, wofür auch die „Wildfallen“ im Eingang und an anderen Stellen sprechen würden. Nebenbei erfüllte die Umfriedigung auch den Zweck der Besitzabgrenzung und unter der oben ausgesprochenen Annahme auch den eines Viehgatters.

1) B. J. 104 S. 1 ff., 110 S. 131 ff. und Prähist. Ztschr. II S. 8 ff.

2) B. J. 119 S. 206 ff.

3) Karlsruher Veröffentlichungen II 1899 S. 39 ff. Prähist. Ztschr. II S. 6 f.

Die einzigen Analogien, die ich in Westdeutschland bisher zu unserer umfriedigten Bauernfarm gefunden habe, sind im Elsass. Forrer hat sie in einer besonderen Monographie behandelt¹⁾. Die Pläne auf S. 9 (Achenheim) und Taf. III zu S. 24 (Stützheim) der erwähnten Publikation sind leider, offenbar infolge der schwierigen und ungünstigen Beobachtungsverhältnissen, etwas un deutlich geraten; aber es scheint doch soviel gesichert zu sein, dass bei Achenheim einige Wohn-, Keller- und Vorratsgruben von einem Spitzgraben in einem Rechteck umgeben waren, deren Einschlüsse nach Forrer neolithisch sind. In Stützheim stellte Forrer eine Anzahl Gruben, darunter eine grosse „Herrenhausgrube“ und eine Anzahl „Arbeiterhütten“ usw. fest, die eine mit unserer Plaidter nahe verwandte „Bogen- und Zickzackbandkeramik“ enthielten, wie die zahlreichen dort abgebildeten Scherben zeigen, und welche von einem nach Forrers Annahme mit Palisaden befestigten künstlich erhöhten Plateaurand umgeben waren. Der Platz war, wie auch der Plan zeigt, in der La Tènezeit, römischen und Alemannenzeit wieder besiedelt, so dass hier nicht ganz sicher festzustehen scheint, welcher Periode die künstlichen Befestigungsmittel zuzuschreiben sind. Immerhin steht nach der Analogie von Achenheim und jetzt namentlich von Plaidt der Möglichkeit, dass sie bereits neolithisch sind, nichts im Wege.

Wenn wir also im Elsass wenigstens etwas mit unserer bandkeramischen Farm Verwandtes zu haben scheinen, so muss es auffallen, dass in den reichen bandkeramischen Ansiedlungen bei Worms und in der Wetterau unsere Siedlungsform noch nicht beobachtet worden ist: dass sie nicht übersehen worden wäre, wenn sie vorhanden wäre, dafür bürgen uns ja die Namen ihrer Erforscher. Während Koehl neuerdings bei Monsheim unweit Worms einen „Rössener“ Wohnplatz durch einen Sohlgraben abgeschlossen gefunden hat²⁾, wurde bei dem direkt daran anschliessenden und jenen zum Teil überschneidenden Wohnplatz der Spiralmaeanderkeramik³⁾ kein Graben oder Zaun, sondern nur eine grosse Anzahl „Wildfallen“ beobachtet, die mit unseren oben S. 280f. beschriebenen offenbar die grösste Ähnlichkeit haben.

Ebensolche Wildfallen, eine mit dem Skelett eines jungen Rehs, hat G. Wolff in der Wetterau bei Windecken in Verbindung mit Brandgräbern der Linearbandkeramik gefunden⁴⁾, aber von irgendeiner Umwehrung oder Umzäunung des Wohnplatzes ist weder dort noch anderswo etwas zutage gekommen. Auch in den Publikationen der uns benachbarten belgischen Stationen, welche, wie namentlich die schon oben erwähnte von La Hesbaye

1) R. Forrer, Bauernfarmen der Steinzeit von Achenheim und Stützheim im Elsass. Ihre Anlage, ihr Bau und ihre Funde. Strassburg, Trübner 1903.

2) KorrbL. des Gesamtvereins 1904, Bericht über den fünften Verbandstag S. 66 ff., 1908, achter Verbandstag S. 69 f., 1911, elfter Verbandstag S. 32 ff. und Mannus IV 1912 S. 57. Ich verdanke der Freundlichkeit Koehls Abbildungen seiner Funde, die noch nicht veröffentlicht sind.

3) Dass diese Keramik mit unserer Plaidter aufs nächste verwandt ist, zeigt das schöne Gefäss Mannus IV S. 65 Abb. 2, welches ganz unserem auf Taf. XXXII, 5 und XXXIII, 1 abgebildeten Gefäss entspricht.

4) Prähistor. Ztschr. III 1912 S. 22 Abb. 3.

bei Lüttich, eine Keramik aufweisen, die der Plaidter sehr nahe verwandt ist¹⁾, ist bisher noch keine solche Erscheinung gemeldet.

Dagegen erwähnt Schliz, handkeramische „Gehöfte mit regelmässiger Gruppierung von Wohnhaus, Scheune und Stallung, getrennt stehend, innerhalb eines das Ganze umschliessenden Zaunes“, in einem Aufsatz über den Stand der neolithischen Stilfrage in Südwestdeutschland²⁾ und hatte auf eine diesbezügliche Anfrage die Freundlichkeit, mir mitzuteilen, dass er damit die von ihm später in der Festschrift zur 42. Vers. d. deutschen anthropologischen Gesellschaft in Heilbronn 1911 auf Taf. I 1 und 4 und S. 14 ff. publizierten Gehöfte von der Massenbacher Hohle bei Grossgartach bzw. auf der Frankenbacher Steige meine. Schliz schreibt mir: „Beidemale schloss sich an die Wohngrube selbst ein grosser durch eine 20 bis 30 cm dicke flache Schicht von mit kleinen verwaschenen Scherben durchsetzten Kulturerde charakterisierter Hofraum an. Dass letzterer eine Einfriedigung besass, ging aus der geradlinigen Flucht seiner Begrenzung hervor. Pfostenlöcher haben wir in der Grenzlinie keine gefunden. Die Einfassung war wohl aus eingeschlagenen Pfählen mit durchgeflochtenen Ruten errichtet, welche im Boden keine sicher nachweisbaren Spuren hinterlassen. Jetzt haben wir allerdings Einfassungen gefunden, deren Pfähle Löcher im Boden hinterliessen, die sich nicht durch die Färbung, wohl aber durch lockere Beschaffenheit der Einfüllerde nachweisen liessen, aber als Teile geradliniger Wandkonstruktion. Auch die grossen 40 bis 50 m im Durchmesser sich erstreckenden Viehhöfe in den Aussenteilen von Grossgartach müssen solche Einzäunungen besessen haben. Dieses Frühjahr haben wir einen solchen Hof durch lange Gruben in seiner Ausdehnung festgestellt, wobei sich in der Mitte eine Wohngrube vorfand, deren Bestimmung sich nur durch den Kulturinhalt und die Kochgrube, nicht aber durch die Abgrenzung gegen die umgebende Moderschicht des Hofes nachweisen liess.“

Die beiden erwähnten a. a. O. publizierten Gehöfte von der Massenbacher Hohle und der Frankenbacher Steige enthielten im wesentlichen „Grossgartacher“ Keramik und stellen auch in ihrem Grundriss, die Richtigkeit der Annahme, dass sie umfriedigt waren, vorausgesetzt, einen ganz anderen Typus dar, als unser linearbandkeramisches Gehöft. Ich möchte die Annahme von Schliz, dass sie eingefriedigt war, für sehr wahrscheinlich halten, vielleicht finden sich doch noch einmal sicherere Anhaltspunkte dafür, welche namentlich eine noch genauere Grundrissbegrenzung möglich machen, als es in den etwas schematischen Zeichnungen der erwähnten Publikation der Fall ist.

Bezüglich einer neuerdings in der Nähe von Cassel entdeckten handkeramischen Ansiedlung mit Graben, auf die mich Sanitätsrat Koehl freundlichst aufmerksam macht, bekomme ich von Boehlau auf Anfrage die Auskunft: „Der Graben an unserer handkeramischen Wohnstätte bei Niedervollmar bei Cassel, ist erst in dem letzten Teile der vorigen Grabung angeschnitten

1) Bulletin de l'institut archéologique Liégeois XXIII 1892 S. 412 ff. mit Tafel. Vgl. auch Bulletin des musées royaux à Bruxelles 1912 Nr. 5 (Juin) S. 44 ff.

2) Mitteilung der anthropologischen Gesellschaft in Wien XXXIV 1905 S. 380 f.

worden und noch nicht untersucht“. — Also auch hier dürfen wir Aufschlüsse über analoge Erscheinungen erst in Zukunft erwarten.

Wenn uns also unsere westeuropäischen linearbandkeramischen Ansiedlungen noch vorderhand wenig Analogien zu unserer Plaidter Siedlungsform gewähren, so weist uns ja die allgemeine Annahme nach Südosteuropa als das Ursprungsland der linearen Bandkeramik, vor allem in das untere Donaugebiet. Da zeigt sich nun gleichsam als Durchgangsgebiet und Bindeglied zwischen unseren südwestdeutschen Gebieten und Südosteuropa Böhmen und Mähren, bei deren neolithischen Keramik wir deshalb einen Augenblick verweilen müssen. Über die neolithische bemalte Keramik in Böhmen und Mähren hat neuerdings J. A. Jíra eingehend und lehrreich gehandelt¹⁾ und dort eine Gruppe von böhmischen Gefäßen zusammengefasst, die in Form und Verzierung mit unseren westdeutschen nahe verwandt sind²⁾. Die Kugelbombenform und die Birnform unserer Taf. XXVIII ff. herrschen vor (a. a. O. S. 237 Abb. 8). Die Gefäße sind vor dem Brennen mit einem eingeritzten Spiralornament, einmal sogar mit einem Tiefstichzickzackornament verziert (a. a. O. Taf. XXX aus der Sárka), welches mit unseren linearen Zickzackmustern in der Linienführung nahe verwandt ist. Nach dem Brande wurde dann ohne Rücksicht auf die vorhandenen eingeritzten oder eingestochenen Linearmuster Spiralmuster in zwei übereinander liegenden Reihen aufgemalt (vgl. Mannus III Taf. XXX unten). Jíra warnt indirekt in der Anmerkung a. a. O. S. 244 davor, aus diesem Gefäß den Schluss zu ziehen, dass das punktierte Stichbandornament älter sei als das Volutenornament. Diesen Schluss will ich auch nicht ziehen, aber ganz abweisen wird sich ein anderer Schluss nicht lassen: ich möchte tatsächlich auf Grund der Entwicklung des linearen Zickzackbandornamentes aus der ursprünglichen Verschnürung der Gefäße, wie ich sie oben S. 284 ff. ausgeführt habe, annehmen, dass diese aus der Verschnürung erwachsene Ornamentik die ursprüngliche, dieser Kultur eigentümliche gewesen ist, zu der dann die Spirale und ihre Abarten erst aus einem anderen Kulturkreis als etwas fremdes hinzutritt, das eben deshalb so leicht der auf Missverständnis beruhenden Verwilderung anheimfällt, wie wir es oben S. 287 ff. gesehen haben. Das Bindeglied aber zwischen dem rein linearen und dem spiralkeramischen Dekorationskreis scheint mir eben in Böhmen zu liegen. Dort mischt sich eingeritzte oder eingestochene Zickzackbandornamentik mit der aus Südosteuropa kommenden gemalten Spirale in der unorganischen Weise, wie es die Gefäße der Sammlung Jíra in Podbaba zeigen.

Und die gemalte Spirale können wir ja nun bekanntlich weiter nach Südosteuropa verfolgen³⁾. In Ungarn, in Rumänien, auf der Balkanhalbinsel ist sie schon in den verschiedensten neolithischen Ansiedlungen als leitendes

1) Mannus III 1911 S. 225 ff.

2) Vgl. dazu auch Schliz, Prähistor. Ztschr. II 1910 S. 134, Abb. 25c und Weinzierl, Mannus I 1909 S. 192 Fig. 3.

3) Vgl. dazu Kossinna, Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen usw. Mannus I 1909 S. 233 ff.

Dekorationselement der Keramik festgestellt worden und dort finden wir denn auch wieder mit der bemalten Spiralkeramik zusammen befestigte Siedlungen.

In Ungarn haben wir die bekannte neolithische Ansiedlung von Lengyel, die mit einem Sohlgraben umgeben ist¹⁾. Und charakteristisch für ihre Keramik ist die aufgemalte Spirallinie in verschiedenster Abwandlung²⁾.

Weiter nach Südosten vordringend, finden wir in Rumänien die 1909/10 ausgegrabene neolithische Ansiedlung von Cucuteni³⁾. Diese Ansiedlung liegt auf dem steil abfallenden Vorsprung eines langgestreckten Hügels und hat einen Umfang von 160×100 m, also ganz ähnlich der Ansiedlung von Plaidt in ihrer zweiten erweiterten Periode. Sie war von zwei Spitzgräben, vielleicht ursprünglich ganz, sicher aber auf ihrer ganzen Westseite umgeben, die nach H. Schmidts bestimmter, brieflich freundlichst noch ausführlicher begründeter Annahme nicht gleichzeitig sind, sondern zwei verschiedenen Perioden der Ansiedlung angehören: der innere ist der ältere und ist von einem Steinwall begleitet, der bei der Aufgabe dieser engeren Umfriedigung in den Graben hineingeworfen wurde. Dann wurde der Bezirk erweitert und weiter draussen der zweite Graben angelegt, bei welchem Spuren eines Steinwalles nicht gefunden wurden. Die ältere Periode der Siedlung weist wieder die gemalte Spiralkeramik auf, von welcher die Rede war und von der Proben a. a. O. S. 585 abgebildet sind. Es wird sich erst nach weiteren Untersuchungen klarer herausstellen, ob die „Akropolis“ von Cucuteni, welche der von Plaidt an Ausdehnung und Umwehrung nicht unähnlich gewesen zu sein scheint, auch insofern eine Analogie zu dieser bildet, als sie eine Einzelsiedlung mit zahlreichen Nebengebäuden, oder ob sie eine Massensiedlung enthielt. Jedenfalls kann die Menge ihrer Bewohner bei ihrem geringen Umfang nicht sehr gross gewesen sein. Sollte sie sich als Einzelsiedlung herausstellen, so wäre sie allerdings eine überraschende Parallele aus einer Kulturperiode, die, wie wir sehen, mit unserer Plaidter eine gewisse Verwandtschaft nicht verkennen lässt.

Dringen wir nun noch weiter in der Balkanhalbinsel vor, so begegnen wir der gemalten neolithischen Spiralkeramik bekanntlich vor allem wieder in Thessalien, besonders in den von Tsountas untersuchten und publizierten Ansiedlungen von Dimini und Sesklon in der Nähe des Meerbusens von Volo⁴⁾. Beide waren befestigt und die Befestigung von Dimini ist noch so wohl erhalten, dass wir sie in ihrem System erkennen können. Auf mässig hohem Hügel liegt die „Akropolis“, von nicht weniger als sechs konzentrischen Mauerringen von im allgemeinen elliptischem Grundriss umgeben, die in 1 bis 15 m Abstand voneinander sich nach innen zu überhöhen. Das Ganze hat

1) Wosinsky, Das Prähistorische Schanzwerk von Lengyel I 1888, II 1890, III 1891. Vgl. dazu Prähistor. Ztschr. II S. 14 ff.

2) Wosinsky a. a. O. S. 155 ff.

3) Hubert Schmidt, Ztschr. für Ethnologie 1911 S. 582 ff.

4) Tsountas, Die vorgeschichtlichen Akropolen von Dimini und Sesklon, Athen 1908. Vgl. dazu Prähistor. Ztschr. II S. 16 f.

bescheidene Dimensionen. Der Innenraum des innersten Ringes ist ein schiefes Viereck von etwa 30 bis 35 m Seite, der äusserste Gürtel misst höchstens 100 m in der Längs- und 80 m in der Breitenaxe. Die Ringmauern bestehen aus plattenförmigen Bruchsteinen, die in Lehm gesetzt sind. Ihre Dicke schwankt zwischen 0,60 und 1,40 m. Sie können nicht hoch gewesen sein, da sie auf aufgeschüttetem Boden ohne Fundamentgrube aufgesetzt sind. Schmale schleusenartige Eingänge, die von schenkelartigen Parallelmauern eingefasst sind, führen von den verschiedenen Seiten durch die einzelnen Ringe hindurch ins Innere. Was zunächst das auffallende Gewirr von zahlreichen Umfassungsmauern, die zum Teil nur 1 m voneinander entfernt sind, angeht, so glaube ich¹⁾ wahrscheinlich gemacht zu haben, dass sich die Umfassungen auf drei Hauptlinien reduzieren lassen, wenn man je zwei und zwei einander so naheliegende Mauern als nichts anderes betrachtet, denn als einen Sohlgraben mit Aussen- und Innenwall, wie bei der neolithischen Festung von Mayen²⁾, nur nicht, wie dieser, in den Boden hineingegraben, sondern gleichsam auf dessen Oberfläche aufgebaut. Wenn man es so versteht, so wird man sofort erkennen, dass die Akropolis von Dimini eigentlich nur von drei Ringen umgeben ist, zwischen welchen brauchbare, breite Zwischenräume liegen. Gebäudereste sind nur in dem innersten Raum und in dem breiten Zwischenraume zwischen dem ersten und dem zweiten Doppelmauerpaar gefunden worden. Und, wie in Plaidt, sehen wir das „Herrenhaus“ im innersten Ring an das eine Ende des gestreckten Raumes gerückt, davor einen freien Platz, dann wohl Wirtschaftsräume und in dem zweiten breiten Bering vielleicht Viehställe, bei denen dann gleich ein genügend breiter Weideplatz vorhanden war. Der äusserste Ring hat dann wohl den übrigen kärglichen Landbesitz umschlossen.

Ein umwehrter Gutshof oder Herrensitz hier in Dimini wie bei uns in Plaidt mit nahe verwandten Zügen. Dass Verwandtschaft auch zwischen den Kulturstufen selbst vorhanden ist, zeigt eben die Keramik. Ob aber diese beiden so weit voneinander entfernten neolithischen Herrensitze auf dieselbe Wurzel zurückgehen, das müssen wir erst von der Herbeischaffung weiteren Materials sowohl in Südosteuropa als auch bei uns im Westen und vor allem auf der Zwischenstrecke abhängig machen. Ich bin fest überzeugt, wenn man nur zielbewusst alle neolithischen Wohnplätze und Dörfer, Einzel- und Gemeinschaftssiedlungen, nicht nur auf ihre Form des Einzelhauses und die Art ihres Begräbnisses, nicht nur auf die Kulturstufe ihrer keramischen und sonstigen Erzeugnisse, sondern namentlich auch auf die Frage hin untersucht, ob sie künstlich befestigt waren oder nicht, dass man dann bald weit mehr befestigte Siedlungen finden wird, als wir bisher kennen. Und das wäre nicht unwichtig; denn diese Umwehrungen oder Umzäunungen können uns mit der Zeit über gewisse Kulturverhältnisse der jüngeren Steinzeit Aufschlüsse geben,

1) In der Prähistor. Zeitschr. II S. 16 f.

2) B. J. 119 S. 219 Fig. 12.

die uns alle übrigen Kulturhinterlassenschaften versagen. Wie uns die grossen Volksburgen der Pfahlbauperiode, Urmitz, Mayen, Michelsberg usw., zum erstenmal mit voller Anschaulichkeit gelehrt haben, dass die damalige Bevölkerung bereits zu grösseren staatlichen oder kommunalen Verbänden organisiert war, die unter einheitlicher Leitung diese weit ausgedehnten und zum Teil recht komplizierten Festungswerke schufen, so lehren uns Plaidt und Dimini, vielleicht auch Achenheim, Stützheim und Cucuteni, etwas anderes kennen: Einzelsiedlungen, die offenbar samt ihrem Ackerbesitz umfriedigt waren. Wir sahen, dass die ältere kleinere Umfriedigung von Plaidt 80×100 m, die spätere grössere 100×140 m Ausdehnung gehabt hat. Das ergäbe im ersten Falle 80 Ar oder etwas über 3 Morgen, im letzteren fast $1\frac{1}{2}$ Hektar oder fast 6 Morgen Grundbesitz. — Es ist einstweilen eine etwas kühne Hypothese, die hier angedeutet wird, aber sie kann doch zeigen, worauf es hinausläuft: aus diesen wenigen Beispielen dürfen natürlich noch keine weitgehenden Schlüsse gezogen werden, aber wenn wir erst einmal eine grössere Beobachtungsreihe über die Ausdehnung neolithischer Bauerngehöfte haben, dann werden wir über die Besitzverhältnisse dieser ältesten ackerbautreibenden Bevölkerung Europas uns mit einer Genauigkeit unterrichten können, die uns für manche der späteren Epochen fehlt.

B. Die La Tèneansiedlung von Plaidt.

I. Die Anlage.

Auf derselben Stelle, wie die oben beschriebene neolithische Ansiedlung, breitete sich über deren längst verschwundenen Resten in der La Tènezeit eine neue Ansiedlung aus. Es handelt sich um die auf dem Plan Taf. XXIV in Umrisslinien mit weissgelassener Innenfläche gezeichneten Wohngruben 1, 2, 3, 6, 8, 9, 11—24, 26—65, 66^a, 68, 70, 72, 74, 75, 83, also im ganzen um 67 Gruben. Wie der Plan zeigt, sind diese La Tènegruben vielfach in die älteren neolithischen Gruben und Gräben eingeschnitten, liessen sich aber fast überall ganz scharf in deren Füllgrund erkennen und von ihnen trennen. Mit zwei Ausnahmen, nämlich 9 und 63, welche einen unregelmässig polygonalen Grundriss hatten, sind sie kreisrund und sind so in den gewachsenen Trassboden eingeschnitten, dass sie sich nach unten erweitern, also die Form von abgestumpften Kegeln oder Bienenkörben haben. Ihre Eintiefung in den gewachsenen Boden ist sehr verschieden. Einige gingen nur noch 20 bis 30 cm in den gewachsenen Boden hinab, während andere noch eine Tiefe bis zu 1,30 m zeigten. Es hat bei der Gleichförmigkeit der Anlage keinen Zweck, jede einzelne Grube zu beschreiben. Es mögen vielmehr nur diejenigen, die besonders lehrreich sind, herausgegriffen werden.

Grube 13 übertrifft schon durch ihren Umfang die meisten anderen Gruben. Sie ist in Fig. 5 in grösserem Massstabe im Grundriss und Durchschnitt dargestellt. Der Durchmesser beträgt an der Sohle 3,13 bis 3,16 m,

ihre nach oben konvergierenden Wandungen sind noch 0,78 m tief in den gewachsenen Boden eingeschnitten. Auf der Oberfläche des gewachsenen Bodens ist der Durchmesser noch 2,71—2,80 m. Wie nun aus der Zeichnung ersichtlich, befinden sich in der Wand der Grube, auf deren westlicher Seite, fünf ungleich grosse und in ungleicher Höhe stehende Vertiefungen sowie ein kurzer Schlitz *e* im Boden, der 70 cm weit schräg ins Innere vorspringt. Zwei von den Löchern, *a* und *d* und der Schlitz *e* waren direkt auf der Sohle der Grube, die drei übrigen sind in den aus der Zeichnung ersichtlichen

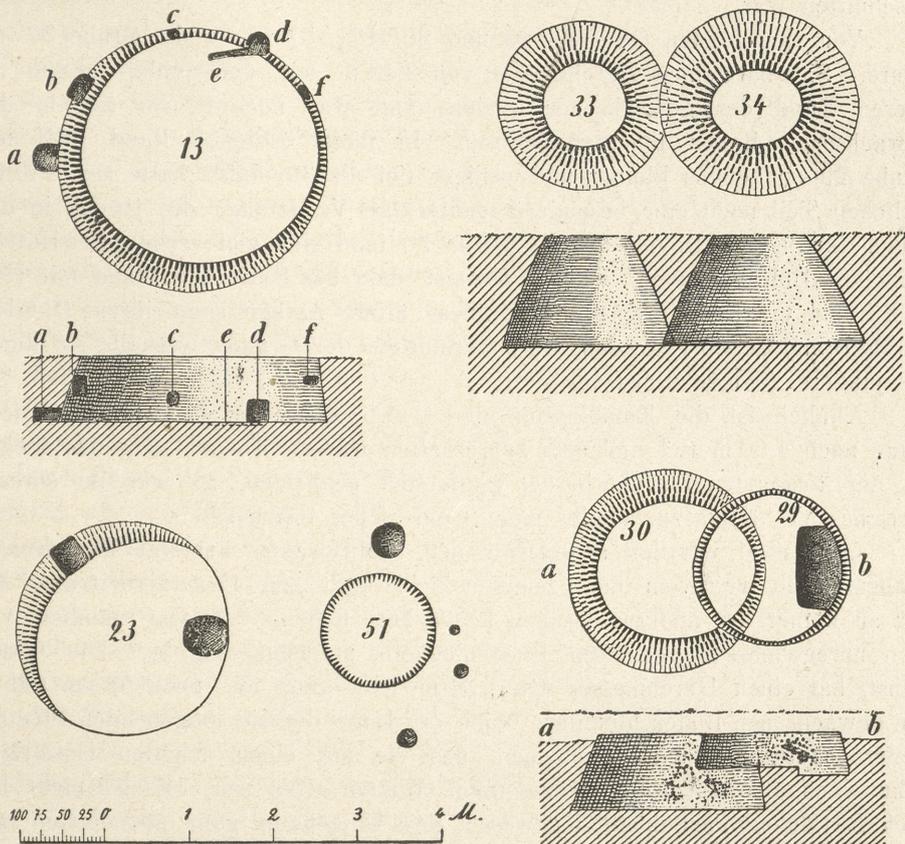


Fig. 5

Höhen in die Wandung eingeschnitten. Nach dem Aussehen und der ganzen Beschaffenheit dieser Löcher und Schlitzte kann es sich nur um Balkenlager handeln für Balken oder Holzstämmen, die in horizontaler Lage in dem westlichen Teil der Grube angebracht waren, als Unterlagen für eine Art von Bank oder Pritsche oder niedriger Stellage. Die Grube enthielt ausser einem vollständig erhaltenen rauhen dickwandigen La Tène topf (Taf. XXXVI, 1) viele Scherben, aber wenig Hüttenlehm.

Grube 23 (Fig. 5) hat einen unteren Durchmesser von 2,49 m und war noch 66 cm tief im gewachsenen Boden erhalten. Am Rand der Sohle gingen

an zwei einander nicht genau gegenüberliegenden Stellen zwei geräumige Pfostenlöcher 20 bzw. 40 cm tief in den Boden hinab. Sie enthielten noch Holzkohlen und Steine, waren also vermutlich für stehende Balken bestimmt, die im Neigungswinkel der schrägen Wand aufwärts über den Boden aufragten und den Oberbau zu stützen bestimmt waren, über den noch zu reden sein wird.

Mehrmals fand sich, dass eine ältere offenbar aufgegebene La Tène-grube durch eine jüngere abgelöst wurde, die nur zum Teil in jene hineingeschnitten war.

Von den beiden Gruben 29 und 30 (Fig. 5) war z. B. Grube 30 die ältere. Sie hat einen Durchmesser von 2,40 m auf der Sohle, 1,88 m am oberen Rand des gewachsenen Bodens und war noch 90 cm tief in den gewachsenen Boden hineingeschnitten. In ihren östlichen Rand griff nun Grube 29 ein, etwas kleiner und weniger tief als 30, dafür hatte sie in ihrem östlichen Teil noch eine besondere rechteckige Vertiefung, die 10 cm in den Boden hinabging. In der älteren Grube 30 fand sich viel verbrannter Hüttenlehm mit Holzabdrücken, welcher beweist, dass das Rund der Wand mit Holz und Lehm verkleidet war und dass diese ältere Anlage samt ihrem Oberbau durch Brand zerstört worden war, vermutlich der Grund, weshalb sie durch die jüngere 29 ersetzt wurde.

Ähnlich ist die Kombination der Gruben 33 und 34 (Fig. 5), welche beide noch 1,30 m tief und sehr gut erhalten waren. Da sie aber nur soeben an der äussersten Peripherie der Sohle sich schneiden, so war ihr chronologisches Verhältnis zueinander nicht mehr sicher festzustellen.

Grube 51 westlich ausserhalb des neolithischen äusseren Umfassungsgrabens nicht weit vom Tor, zeichnet sich durch eine Besonderheit aus, die wir an keiner der anderen Gruben beobachtet haben. Sie war nämlich von vier unregelmässig gestellten Pfostenlöchern umgeben (Fig. 5). Die Grube selbst hat einen Durchmesser von 1,34 m und ging nur noch 58 cm tief in den gewachsenen Boden hinunter. Nach der Lage der sie umgebenden Pfostenlöchern muss man wohl annehmen, dass sie mit einem leichten einseitigen Schutzdach überbaut war, welches nach Westen offen war. Es ist nicht bei allen La Tène-gruben möglich gewesen, ihre Umgebung ganz abzudecken und nach ähnlichen Pfostenlöchern abzusuchen. Aber bei einer grossen Anzahl ist dies doch geschehen, ohne dass die Erscheinung ausserhalb stehender Pfostenlöcher sich wiederholt hätte.

Grube 55 von 1,55 m Durchmesser enthielt ungefähr in ihrer Mitte eine kreisrunde Vertiefung von ca. 60 cm Durchmesser und 30 cm Tiefe. Sie enthielt Scherben eines rauhen La Tènetopfes und Schweineknochen, war also offenbar ein Aufbewahrungsraum für Vorräte.

Grube 58, in der Durchfahrt zwischen den beiden neolithischen Tor-durchlässen gelegen, ist nur dadurch bemerkenswert, dass sie in die oben S. 280 beschriebene neolithische „Wildfalle“ oder Wolfsgrube 58^a eingeschnitten ist. Die Situation ist in Fig. 3 oben S. 278 massstäblich dargestellt.

Die photographische Aufnahme Taf. XXXVI, 3 gibt die flache Grube 60, die gerade in der Durchfahrt des inneren neolithischen Grabens liegt und etwas in dessen nördlichem Auslauf eingeschnitten ist, in ihrem natürlichen Eindruck wieder. Von photographischen Aufnahmen weiterer dieser Gruben wurde abgesehen, weil gerade die tiefsten, an denen also am meisten zu sehen war, infolge ihrer eigentümlichen Anlage auf der Photographie ja doch nicht anschaulich herausgekommen wären.

Die übrigen Gruben, deren Grössenverhältnisse aus dem Plan ersichtlich sind, geben zu besonderen Bemerkungen keinen Anlass. Bemerkenswerte Einzelfunde aus ihnen werden unten aufgezählt werden. Allen Gruben der La Tènesiedlung gemeinsam ist die kegel- oder bienenkorbformige Gestalt mit nach oben konvergierenden Wandungen. Auffallend ist zunächst, dass sie so verschieden tief in den gewachsenen Boden eingeschnitten sind; denn, dass dies schon bei der ursprünglichen Anlage der Fall war und nicht etwa erst auf verschieden starken späteren Abschwemmungen oder Abtragungen der Oberfläche beruht, geht einfach daraus hervor, dass tiefe und flache Gruben bunt durcheinander vorkommen, während die Oberfläche des gewachsenen Bodens an den betreffenden Stellen völlig gleichmässig eben ist. In den meisten Gruben wurden reichliche Reste von Hüttenlehm gefunden, der nicht selten durch Einwirkung starken Feuers ganz hart gebacken war und die Abdrücke der eingefügten Hölzer noch enthielt. In anderen Gruben fand sich der noch unverbrannte Lehm in solcher Stärke vor, dass wohl für alle eine Verwendung von durch Lehm gedichtetem Holzoberbau anzunehmen ist. Man wird namentlich aus der Stellung der mehrfach beobachteten Pfostenlöcher im Innern der Gruben schliessen dürfen, dass der Kegel, dessen unterer Teil in den gewachsenen Boden eingegraben war, oberirdisch durch einen Holz- und Lehm-
bau ergänzt war. Inwieweit dies der Fall war, hängt ja natürlich mit der ursprünglichen Bestimmung dieser sonderbaren Kegelgruben zusammen. Diese kann verschieden sein: es können zum Teil wirkliche primitive Wohngruben sein, zum Teil aber werden sie wohl sicher Keller- und Vorratsräume bedeuten. Das letztere ist sicher der Fall bei Grube 51, die ja von einer besonderen Holzhütte umbaut war. Diese Hütte findet ihre nächsten Analogien in La Tènehöhlen, welche vor einigen Jahren bei Oberlahnstein gefunden worden sind¹⁾. Dort fand sich genau dieselbe Form von Bienenkorbgruben, ebenfalls mit zahlreichen Resten von Hüttenlehm gefüllt, zum Teil aber deutlich im Inneren grösserer Gebäude, in denen sie selbst nur den Keller darstellen. Alle diese Lahnsteiner Gruben haben aber nur einen Durchmesser von 1,50 bis 1,80 m, würden also unseren kleinsten Gruben wohl entsprechen, in denen ich auch nichts anderes als Keller- und Vorratsräume erkennen möchte.

Dagegen anders werden wohl unsere grossen Rundgruben, wie Nr. 1 von

1) Bodewig, Vorrömische Dörfer in Braubach und Lahnstein. Nassauer Annalen XXXIII S. 1 ff. namentlich S. 4 ff.

3,20, Nr. 2 von 3,50, Nr. 13 von 3,16 m Durchmesser, zu beurteilen sein. Sie sind für blossе Vorrats- und Kellergruben zu geräumig. Andererseits sind die bei Oberlahnstein gefundenen viereckigen Hütten mit 3,45:2,67 m bis zu 4 m Seite auch nicht geräumiger, als unsere grössten Rundgruben. Ich möchte daher glauben, dass in den grösseren Gruben in Plaidt tatsächlich Wohnungen, in den kleineren sie umgebenden die dazu gehörigen Keller- und Vorratsräume zu erkennen sind. Es ist freilich eigentümlich, dass an keiner Grube die Spur eines Eingangs bemerkt worden ist. Aber das bleibt auch auffällig für den Fall, dass es sich nur um einen Keller- und Vorratsraum handelt, denn auch in diesem Fall musste man wenigstens die grösseren Gruben zum Hineinbringen und Herausholen der Vorräte betreten können. Man wird also jedenfalls annehmen müssen, dass in dem ehemals über den gewachsenen Boden aufragenden nicht mehr erhaltenen Teil sich ein Eingang befand, den man vermutlich von aussen her ebenerdig betrat und durch den man dann in die vertiefte Hütte hinabsprang oder mittelst einer Holzstufe hinabkletterte; die Spuren horizontaler Balkenlagen in der grossen Grube 13 lassen wohl eine solche Erklärung zu¹⁾.

Auch unsere La Tènesiedlung hat sich übrigens, wie aus den Mitteilungen des Trassgrubenbesitzers hervorgeht, über den östlichen bei Beginn unserer Grabung bereits abgetragenen Teil des Hügels noch ausgedehnt. Denn solche „Bienenkörbe“ waren auch schon den Grubenarbeitern mehrfach aufgefallen. Dagegen fand sich von irgendeinem Graben oder einer anderen Schutzvorrichtung, die zu dieser Ansiedlung gehört hätte, keine Spur. Es scheint sich nur um eine offene ungeschützte Siedlung gehandelt zu haben, deren auffallende Form in der Rheinprovinz hier zum erstenmal beobachtet und meines Wissens in grösserem Massstab auch sonst noch nicht untersucht worden ist.

II. Die Einzelfunde der La Tènesiedlung.

Fast in jeder Grube fanden sich wenigstens einige Scherben von rauhen und glatten Gefässen, dagegen nur ein vollständig erhaltener Topf. Auch aus den übrigen Scherbenmassen liessen sich nur verhältnismässig sehr wenige Gefässe wieder zusammensetzen. Bei verschiedenen Typen müssen deshalb andere vollständigere Funde zur Veranschaulichung zu Hilfe genommen werden, wodurch es doch in den meisten Fällen gelang, die Form wenigstens darzustellen. Es wurden zwar mit grösster Sorgfalt alle vorhandenen Scherben gesammelt; wenn trotzdem so wenig zusammenkam, so beruht das jedenfalls zum Teil auf der sehr merkwürdigen Tatsache, die wenigstens einmal sicher

1) Wohngruben in umgekehrter Trichterform mit Resten verbrannten Lehmewurfs gefüllt, in denen noch die Holzabdrücke erkennbar sind, sind z. B. bei Weisenau unweit Mainz gefunden worden und „gehören möglicherweise schon einer vorrömischen Besiedlung der Stelle an“. Mainzer Ztschr. VI 1911 S. 142 f.

nachweisbar war, dass Scherben desselben Gefässes in weit auseinanderliegende Gruben geraten sind. So fand ich den oberen Rand des grossen Vorratsgefässes S. 307 β aus dem Inhalt der beiden Gruben 2 und 42 zusammen, welche 70 m auseinanderliegen. Wie es bei diesem auffallenden Exemplar eines selten vorkommenden Typus möglich war, so würde es bei den gewöhnlichen und oft vorkommenden Typen bei sehr genauer Durchmusterung des Scherbenbestandes wohl auch noch möglich sein, mehr in verschiedenen Gruben verstreute Gefässe teilweise oder vielleicht ganz zusammzusetzen, aber diese Arbeit erschien gegenüber der kolossalen Scherbenmasse, die in 68 Kisten allein aus den La Tènegruben geborgen sind, zu zeitraubend im Verhältnis zu dem zu erwartenden Ergebnis.

Das übrige Inventar der La Tènegruben war sehr dürftig. Es fanden sich zwei Spinnwirtel, eine Anzahl Reibsteine aus Basaltlava und Schleifsteine aus Grauwacke, einige pyramidenförmige Tongeräte mit Durchbohrung, wahrscheinlich Webergewichte, sehr viel Hüttenlehm und ein einziges Fragment eines eisernen Messers, sonst kein Metall, nicht die Spur von Bronze.

Fast in jeder Grube fanden sich einige Tierknochen, meist vom Schwein; ferner fanden sich zwei Muschelschalen und ein Menschenskelett mit ganzem Schädel. Dass sich natürlich auch hier und da neolithische Scherben unter die La Tène ware gemischt hatten, ist nicht auffallend, soll aber nicht unerwähnt bleiben. Im einzelnen mögen die wichtigsten Funde im folgenden beschrieben und abgebildet werden, wobei jeder vorkommende Typus tunlichst durch einen Originalfund aus Plaidt selbst, wo dies nicht möglich, durch ein anderswoher entlehntes besser erhaltenes Exemplar illustriert ist.

a) Keramik.

Alles aus der Hand geformt, keine Spur von Töpferscheibe.

1. Rauhwandige Ware.

a) Unverzierte Gefässe.

aa) Dickwandige konische Töpfe von der Taf. XXXVI, 1 und XXXVII, 1 abgebildeten Gestalt, kommen zahlreich in Scherben vor. Das abgebildete ganz erhaltene Exemplar 21824 stammt aus der grossen Grube 13. Es ist 15,5 cm hoch mit 25 cm Randdurchmesser, mit plattem Boden, der Rand etwas eingebogen. Die Wandung ist über 1 cm dick, ganz rau, sowohl innen als aussen und von grobgeschlemmtem Ton.

Ein zweites halb erhaltenes Exemplar Taf. XXXVII, 2 (22220^b) mit etwas ausbiegendem Boden und noch stärker ausladender Wand, ist 12 cm hoch. Andere waren offenbar bedeutend grösser, so haben wir ein Bodenstück eines solchen Gefässes von über 2 cm Dicke.

bb) Dickwandige, mehr zylindrische Töpfe, Taf. XXXVII, 3, 4 laden nicht so stark aus wie aa), sonst sind sie technisch nahe mit ihnen verwandt. Auch sie haben einbiegenden Rand und kommen daher auf die Urform des sog. „Halterner Kochtopfes“ hinaus¹⁾.

1) Vgl. S. Loescheke, Keramische Funde in Haltern. Westfäl. Mitteilungen V 1909 S. 294. Typus 91 und Taf. XXV.

cc) Dickwandige Schüsseln, Taf. XXXVII, 5 (22023) sind den vorigen technisch durchaus gleichartig, haben aber gerundete Bäuche, es sind offenbar Vorstufen der Schüsseln, die nachher in den augusteischen Gräbern von Andernach und Urmitz vorkommen, doch haben diese fast ausnahmslos eine Deckelrille im Rand, welche in Plaidt noch nicht vorkommt. Entsprechend ist hier auch keine Spur eines Deckels gefunden worden. Die Wandstärke geht bis zu 15 mm.

dd) Kleine Näpfe, Taf. XXXVII, 6, technisch wie die vorigen, mit gerundeter Wand, einer mit 11 cm Durchmesser, 6 cm hoch (22222), ein ganz kleiner, mehr zylindrisch, Taf. XXXVII, 7, 2 $\frac{1}{2}$ cm hoch (22023).

β) Verzierte Gefässe.

aa) Tupfenschmuck auf der oberen Fläche der Randlippe, Taf. XXXVII, 8, 8^a. Zwei Fragmente eines rauhen dickwandigen konischen Topfes ungefähr der Form *a* aa). Oben auf dem Rand fortlaufendes Muster von Fingereindrücken, 10 cm hoch (22023).

bb) Tupfenschmuck in die Wand eingedrückt, teils vereinzelte Eindrücke, Taf. XXXVII, 9, 9^a (22126), teils in ununterbrochen umlaufender Kette, Taf. XXXVII, 10, 10^a (22137), teils Fingernagel-, teils Stäbcheneindrücke auf grossen rauhen zylindrischen Töpfen mit etwas ausgebogenem Rand oder fast ganz gradwandig.

cc) Plastisch aufgelegte Ringbänder mit eingepressten Tupfen in verschiedenen Formen als Wellenband, Taf. XXXVII, 11 (22144), Kettenband, Taf. XXXVII, 12 (22384), schmales, flaches Band, Taf. XXXVII, 13 (22139), letzteres von einem mit dem Besen gerauhten Topf, alle auf rauhwandigen Gefässen steiler Form.

dd) Tupfenschmuck am Boden. Taf. XXXVII, 14 erinnert an die merovingischen Wellenbandfüsse; einfache Fingereindrücke des etwas ausquellenden Bodens an einem rauhen dickwandigen Topf (22145).

ee) Eingepresster Tufenschmuck mit Vertikalfurchen an einer sehr rauhen Scherbe, Taf. XXXVII, 15 (22146).

ff) Bruchstück eines ganz kleinen Töpfchens Taf. XXXVII, 16 mit abwechselnden Warzen und Tupfen um den Bauch, dickwandig, etwas eingebogen. Flacher Boden, Rand nicht erhalten, jetzt 5 cm hoch (22148).

2. Glattwandige Ware.

a) Omphalosschalen. Glattwandige Gefässe von flacher Terrinenform mit eingebogenem Rande und rundlich nach oben eingedrücktem Boden von meist sehr kleiner Standfläche, gehörten zum häufigsten Inventar. Die grösste messbare Schale hatte 24 cm, die kleinste 16 cm Raddurchmesser. Vier, die sich wieder zusammensetzen liessen, sind Taf. XXXVIII, 1—4 gezeichnet, eine ist Taf. XXXVI, 2 photographiert, verschiedene Randprofile Taf. XXXVIII, 5—7 gezeichnet. Der Ton ist im Bruch teils rötlich, teils grau, die Oberfläche

sorgfältig geglättet, bei ersteren bräunlich, bei letzteren grauschwarz, seltener hellgrau. Nicht selten ist die Wandung mit einem runden kleinen Loch durchbohrt. Verzierungen kommen selten vor. Einmal bemerkt man einige eingeglättete Streifen auf der Aussenseite. Mehrmals ist der Omphalos auf der Oberseite durch ein kreuzförmiges Muster von fünf eingepunzten Kreisen mit Mittelpunkten verziert und durch eine eingeglättete Wellenlinie eingefasst. Taf. XXXVIII, 8, 9 (22023, 22015). Reste reicherer Zierrate durch eingeglättete Bogenlinien und eingepresste Punkte, weisen die beiden Scherben 22014 und 22030 auf Taf. XXXVIII, 10, 11.

β) Grosse Vorratsgefässe glattwandiger Ware sind nur in vereinzelten Scherben gefunden worden, die keine ganz sichere Rekonstruktion gestatten. Von einem fand sich wenigstens der ganze Rand aus den beiden weit voneinander liegenden Gruben 2 und 42 wieder zusammen (22222 und 22363), welcher ergab, dass das Gefäss sich oben konisch zum Hals verengte und der Rand wieder stark ausbog. Taf. XXXVIII, 12. Der Randedurchmesser beträgt 27 cm. An der engsten Stelle des Halses waren zwei plastische Ringe herumgelegt, das anpassende Wandstück liess erkennen, dass der konische obere Teil noch bis mindestens 24 cm unter dem Rand sich fortsetzte. Von dem weiteren Verlauf des Bauches fanden sich keine Reste mehr. Man wird ihn aber nach Analogie kleinerer La Tènevasen so ergänzen dürfen, wie es Taf. XXXVIII, 12^a geschehen ist. Damit kommt man auf eine vermutliche ganze Gefässhöhe von 72 cm und einen grössten Durchmesser von 60 cm. Der Topf war aussen, soweit er erhalten ist, gut geglättet, dagegen ist die Innenseite rauh, fast wie bei einer römischen Reibschale; zahlreiche kleine Quarzkörnchen im Ton verstärken diesen Eindruck. Aber es ist dort nur der glattere Tonschlammüberzug bis auf geringe Reste abgeblättert, so dass das Gefäss ursprünglich auch innen glatter gewesen zu sein scheint, als es jetzt ist. Bemerkenswert ist auch, dass zwar die meisten zusammenpassenden Scherben auf der glatten Aussenseite graubraun bzw. schwarzbraun aussehen, eine dagegen eine ausgesprochen hellgelbbraunliche Farbe hat. Offenbar war also das Gefäss ursprünglich gelbbraunlich und die übrigen Scherben haben erst im Brandschutt der Hütte ihre dunkle Färbung erhalten. Die Wandstärke beträgt 1 cm.

Ein Randstück eines zweiten ähnlichen Gefässes deutet auf noch grössere Dimensionen und hat 13 mm Wandstärke (22029).

γ) Flaschenartige Gefässe. Von dieser aus La Tènegrabfeldern so bekannten Form sind nur zwei Scherben (22028) gefunden worden. Die eine, ein Randstück, ist Taf. XXXVIII, 13 abgebildet. Es ist geglättet, glänzend schwarzbraun, es gehört offenbar zu der Form Taf. XXXVIII, 13^b.

Eine kleine Scherbe mit Fischgrätenmuster Taf. XXXVIII, 13^a (22138) gehört vermutlich auch zu einer solchen Flasche.

δ) Profilierte Schüsseln von dem Grundtypus Taf. XXXVIII, 14 sind vielfach in Bruchstücken gefunden worden. Sie unterscheiden sich technisch nicht von den vorher beschriebenen glattwandigen Gefässen. Die verschiedenen vorkommenden Profile sind Taf. XXXVIII, 14—21 gezeichnet. Von Verzierungen

kommen ausser vereinzelt mattglänzend eingeglätteten Wellenlinien unter der Randkehle vor: Zickzackmuster aus eingedrückten Punkten Taf. XXXVIII, 20^a und ein eingeritztes Fischgrätenmuster Taf. XXXVIII, 21^a. Gelegentlich sind auch hier die Ränder durchbohrt.

ε) Verzierte Scherben unsicherer Form. Auf Taf. XXXVIII, 22, 23 sind zwei Scherben gezeichnet, eine grau mit eingeglätteten Strichen von einem grossen Topf und eine rötliche mit einem Rädchenzickzackmuster versehen (22033).

ζ) Unbestimmbare Scherbe mit Öse. Von einem glatten schwarzen anscheinend kugligen Gefässchen ist eine Wandscherbe mit senkrechtem schnurösenartigen Henkelchen (22030) in Grube 60 gefunden worden. Vielleicht neolithisch?

η) Oberflächlich aufgelesene verzierte Scherbe Taf. XXXVIII, 24 (22002) mit mindestens sieben Reihen zäpfchenartiger Verzierungen aus grauem Ton, gehört wahrscheinlich der La Tènezeit an.

b) Geräte und Verschiedenes.

1. Tongewichte. Pyramidenförmige Tongeräte mit quadratischer Grundfläche von 7 cm bis 8 cm Seite und 14 cm hoch, fanden sich in mehreren Gruben, Taf. XXXVII, 17. Sie zeigen im oberen Drittel eine runde horizontale Durchbohrung von 1 mm bis 2,5 mm Durchmesser. An einem besonders weich gebrannten Exemplar (22031) bemerkt man am oberen Rand des Bohrlochs eine aufwärtsgehende Furche, die nur von einer Schnur herrühren kann, die hindurchgezogen war und sich infolge der Schwere des Gewichtes in die nur schwach gebrannte Oberfläche eingeschnitten hat. Es steht also fest, dass diese Gegenstände an Schnüren aufgehängt waren. Das Material ist ein lehmiger Ton von derselben Beschaffenheit wie der Hüttenlehm. Gefunden wurden im ganzen, einschliesslich der Fragmente, zehn Stück in den Gruben 2, 23, 35, 60, 64, 75. Diese Tongewichte, die in griechischen, römischen und barbarischen Ansiedlungen ungeheuer häufig sind, werden jetzt allgemein wohl mit Recht für Webergewichte (Zeddelstrecker) gehalten¹⁾.

2. Tönerne Spinnwirtel sind in der La Tènesiedlung nur in zwei Exemplaren gefunden worden und zwar beide in Grube 75. Der eine Taf. XXXVII, 18 (22201) ist eine zahnradförmig gezackte kreisrunde durchbohrte Scheibe von 35 mm Durchmesser und 10 mm grösster Dicke. Die Zacken am Rande sind durch Fingereindrücke hergestellt. — Der andere Taf. XXXVII, 19 (22202) ist etwas kleiner, 28 mm Durchmesser, 10 mm dick, ohne Zahnung und sehr glatt und steinhart gebrannt.

3. Eisenmesser (22222). Der einzige Metallgegenstand, der gefunden wurde, ist eine halbe eiserne Messerklinge mit dornartiger Verlängerung zum Einstecken in einen Holz- oder Horngriff; im ganzen 16 cm lang und 4 cm breit. Taf. XXXVII, 20 gefunden in Grube 42.

1) Vgl. Ritschl, Antike Gewichtsteine. B. J. XLI 1866, S. 9 ff.

4. Schleifsteine verschiedener Form sind häufig gefunden worden; unter anderem auch solche von der B. J. 119, Taf. IX, 2 aus Mayen publizierten Form, die also vielleicht neolithisch sind. Ausserdem in den meisten Gruben eine oft auffallend grosse Menge flacher Bachkiesel und plattenförmiger Grauwackensteine ohne jede Spur von Bearbeitung, deren Zweck unklar ist.

5) Flache Kornreibsteine aus Basaltlava und Tuff wurden ebenfalls mehrfach gefunden.

6) Hüttenlehm war fast in allen Gruben. Seine Bestimmung in denselben ist schon oben S. 303 gekennzeichnet. Die Stücke sind bis zu 5 cm dick und auf der Aussenfläche oft ganz glatt poliert, haben dort auch nicht selten eine glänzend schwarze Farbe, was aber wohl der Einwirkung von Feuer und namentlich von Rauch zuzuschreiben ist. In vielen Stücken sind die bekannten Abdrücke des Holzstackwerkes noch erhalten. —

Wenn wir nun zum Schluss auch für die Einzelfunde der Plaidter La-Tènesiedlung nach Analogien und namentlich nach einer bestimmten chronologischen Fixierung suchen, so finden wir die nächsten Parallelen in den Funden von Braubach-Oberlahnstein, wo ja auch, wie wir oben sahen, ähnliche bienenkorbformige Rundhütten gefunden worden waren¹⁾. Da finden wir von der feineren geglätteten Keramik namentlich die zum Teil mit Punktsternen verzierten Omphalosschalen Taf. XXXVIII, 1—11 und die profilierten Schüsseln Taf. XXXVIII, 14 ff. Aber auch unsere rauhwandige Keramik scheint dort ihre Analogien zu haben. Die ersteren Typen gehören ja nun sicher einer frühen Stufe der La-Tènekultur an²⁾. Nicht ganz so klar ist dies dagegen bezüglich mancher der rauhwandigen Gefässe. Bodewig nimmt für die Braubach-Oberlahnsteiner La-Tènesiedlung a. a. O. S. 19 und 28 mit Recht an, dass sie bis ins Spät-La-Tène hinein gedauert haben; Gefässtypen wie der schlanke Becher a. a. O. Taf. I, 6 (A. h. V. V. Taf. 8 Fig. 143) sind ja auch sicher sehr jung. Wenn wir also für unsere rauhwandige Keramik durch Beispiele wie Braubach Taf. I, 7 keine sichere Datierung in einen bestimmten Abschnitt der La-Tènekultur erhalten, so finden wir andererseits gerade mehrere von unseren plumperen Formen rauhwandiger Technik, wie die zylindrischen Töpfe aus Plaidt Taf. XXXVII, 4 ff. in Gruben der mittleren und späteren La-Tènezeit³⁾ und die Form der konischen Plaidter Töpfe Taf. XXXVII, 1, 2 sogar in ausgesprochen späten La-Tènenekropolen wieder⁴⁾.

1) Bodewig, Nassauer Annalen 33 (1902/03) S. 13 ff. mit Taf. I, dazu Schumacher, Altertümer u. h. Vorzeit V S. 29 mit Taf. 8, Reinecke ebenda S. 336 f. und in der Mainzer Festschrift 1902 S. 82 ff.

2) Bodewig und Schumacher bezeichnen sie einfach als Früh-Latène, Reinecke a. a. O. S. 83 weist sie seiner zweiten Latènestufe zu, welche er etwa mit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert zusammenfallen lässt.

3) Vgl. Altert. u. h. Vorzeit V. Taf. 31 Fig. 537, 538.

4) Vgl. Altert. u. h. Vorzeit V. Taf. 70, 1332 aus Nauheim-Trebur und Quilling, Die Nauheimer Funde in den Museen zu Frankfurt a. M. und Darmstadt. Frankfurt 1903. Taf. III, 34, IX 109, XIV 166, 172.

So war denn zu erwägen, ob sich nicht vielleicht die grosse Menge von Plaidter Wohngruben nach ihrem Inhalt in die verschiedenen Abschnitte der La-Tèneperiode aufteilen lassen könnten. Ich habe zu diesem Zweck eine genaue Liste der vorkommenden Gefässtypen nach Gruben geordnet aufgestellt, aber die Mühe war vergeblich: fast in jeder Grube, die überhaupt etwas reichlichere keramische Reste enthielt, begegnen uns Scherben jener ausgesprochen frühen Typen, namentlich der glatten, eingebogenen Omphalosschalen, zusammen mit den Fragmenten der erwähnten rauhen Gefässtypen, die ebensogut spät sein können. Und so wird man denn, mangels jeglicher Funde, die unbedingt spät sein müssten, insbesondere auch mangels jeglicher datierbaren Metallfunde (Fibeln usw.) annehmen müssen, dass die Funde zeitlich im wesentlichen einheitlich einer frühen Stufe der La-Tènezeit, also etwa dem 4. Jahrh. v. Chr., angehören werden.

Durch verschiedene bedauerliche Verzögerungen ist es mir unmöglich gewesen, diesen Teil unserer Ausgrabungsberichte, welcher bereits seit Oktober 1912 gesetzt ist, früher herauszugeben. Inzwischen sah ich in der schon eingangs erwähnten Sammlung Queckenberg in Niederbreisig verschiedene La-Tènegefässe und sogar ein langes eisernes Schwert, welche ebenfalls aus Plaidt von derselben Fundstelle stammen, offenbar hatte also der Sammler seine oben S. 279 Anm. 1 erwähnten Ausgrabungen auf die Nekropole der hier beschriebenen La-Tèneansiedlung ausgedehnt. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass diese Funde aus der Nekropole sämtlich dem Früh-La-Tènetypus angehören, also den oben angegebenen zeitlichen Ansatz der Ansiedlung bestätigen.
